Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 163 (1995)

Heft: 45

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerische Kirchenzeitung

KIRCHE

45/1995 9. November 163. Jahr

Erscheint wöchentlich, jeweils donnerstags

«Unsere Sorge um die Toten und die Hinterbliebenen» 637

Gottes «Vorurteile» töten nie! Eine theologische Besinnung von Aladár Gajáry 638

Getötet – und kein Haar gekrümmt 639

Ein Glückwunsch nach Ljubljana 641

Wortgottesdienste als Sonntagsfeiern der Gemeinde Ein Beitrag von Matthias Drögsler 642

Mehr Profil ohne grössere Verbindlichkeit 643

Kirche in der Welt 645

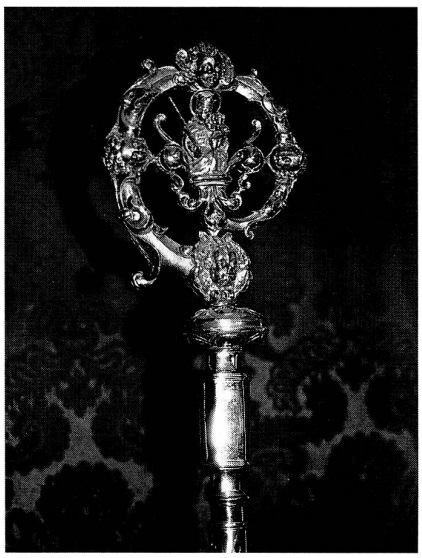
Berichte 647

Hinweise 648

Schweizer Kirchenschätze 649

Amtlicher Teil 649

Schweizer Kirchenschätze
Benediktinerinnenkloster St. Martin, Hermetschwil (AG): Äbtissinnenstab der ersten Äbtissin Maria Küng aus Zug (1615–1644)



«Unsere Sorge um die Toten und die Hinterbliebenen»

«Die Einstellung vieler Menschen zu Sterben und Tod hat sich in den letzten Jahrzehnten deutlich verändert. Einerseits ist eine häufig wahrnehmbare Verdrängung des Todes nicht zu übersehen, andererseits gibt es ein zunehmendes Interesse am Phänomen des Todes sowie an der Begleitung sterbender Menschen.»[1] Dass aus dem persönlich erlebten und bedachten Tod zunehmend aber doch ein organisierter Tod wird, für den Institutionen zuständig sind, ist für die Kirche eine Herausforderung. Nachdem die Deutsche Bischofskonferenz in den letzten Jahren einzelne Aspekte des menschlichen Verhaltens zum Tod besonders hervorgehoben hat, hat sie deshalb ein Schreiben erlassen, das dem Gesamtphänomen nachgeht und den Verhaltenswandel als Herausforderung für den christlichen Glauben und die kirchliche Praxis bedenkt.[2] Es soll dazu beitragen, «dass die Sorge um die Toten und die Trauernden wieder stärker als Werk christlicher Barmherzigkeit bewusst wird, wozu jeder Gläubige aufgerufen ist».[3]

Das von der Pastoralkommission der Deutschen Bischofskonferenz vorbereitete Schreiben geht zunächst dem veränderten Umgang mit Sterben und Tod, Bestattung und Trauer eingehend nach. In einem zweiten Schritt stellt es Tod und Umgang mit den Toten aus christlicher Sicht dar. Eigens bedacht wird sodann Trauerbegleitung als menschliche und christliche Aufgabe. Und schliesslich werden Folgerungen und Anregungen für das pastorale Handeln benannt.

Die Trauerbegleitung durch Liturgie und Diakonie wird in den Zusammenhang von Trauer und Trauerkultur, individueller und sozialer Trauer sowie Trost als christliche Aufgabe gestellt. Dabei drängt das Schreiben auf eine Neubesinnung auf den Zusammenhang von Liturgie und Diakonie beim Umgang mit den Toten wie mit den Trauernden. «Die Gemeinden und die einzelnen Christen sollten darauf noch viel mehr aufmerksam gemacht und zur Übernahme konkreter Dienste, wie Sterbebegleitung oder Trauerbesuche, bereit und befähigt werden. Wo solche Zuwendung nicht geschieht, wird auch die unabdingbar notwendige Trauer verdrängt.»[4] Zudem kann die Totenliturgie nicht zu dem werden, was sie sein will und muss: Feier der Hoffnung für die Toten und die Lebenden.[5]

Weil der persönliche, aus christlichem Geist gestaltete Beistand an Gräbern von Seelsorgern oder Seelsorgerinnen und Gemeindegliedern als existentielle Zuwendung erfahren oder vermisst wird, ist auch mit Kirchendistanzierten liturgisch und diakonisch gut umzugehen. «Der diakonische Aspekt stellt auch den Grund und die Motivation dar, dass

die Kirche auch ihren fernstehenden Gliedern in Gebet und Liturgie das letzte Geleit gibt. Die offiziellen liturgischen Texte nehmen freilich auf solche Situationen zu wenig Bezug bzw. sind dafür nicht passend. Für Menschen, die der Kirche fernstehen, sind Grenzsituationen wie ein Todesfall häufig die einzigen Berührungspunkte mit der Gemeinde oder überhaupt mit der Kirche und ihren Diensten. In der Situation der Trauer gewinnt der christliche Glaube für sie Gesicht und Ausdruck. Die Erfahrungen aus einer solchen singulären Begegnung können oft für lange Zeit das Bild dieser Menschen von Glaube und Kirche prägen. Kirchliches Handeln im Trauerfall sowie die Sprache von Liturgie und Verkündigung müssen darauf abgestimmt sein und auch für Fernstehende zugänglich bleiben.» [6]

Der pastoralen Schrift der deutschen Bischöfe liegen dogmatische Grundsätze, die den Sinn des Todes und so letztlich auch des Lebens erschliessen wollen, zugrunde. An der Pressekonferenz stellte Bischof Karl Lehmann drei heraus: 1. Die Einmaligkeit jeder einzelnen menschlichen Person mit ihrem je individuellen Namen. Das säkulare Denken setzt allein die Erinnerung an die Toten – nichts sonst – mit dem Weiterleben nach dem Tode gleich; das christliche Denken erinnert sich an die Toten: «nicht damit sie leben, sondern weil sie leben» [7]. 2. Der Mensch aus Leib und Seele. «So wie ein Mensch mit dem Sterben nicht anonym wird, verliert er im Tod auch nicht einfach jeglichen Bezug zu seiner Leiblichkeit. Der Leib des Menschen behält über den Tod hinaus seine Bedeutung, Ausdruck der Bezüge zur Welt und zu den Mitmenschen zu sein.» [8] 3. Der Christ, die Christin ist in Jesus Christus auferweckt. «Diese Hoffnung auf die eigene Auferstehung aus dem Glauben an den Tod und die Auferstehung Jesu Christi heraus ist das Unterscheidende für jede christliche Trauer- und Bestattungskultur.» [9]

So versteht das Schreiben der deutschen Bischöfe die Veränderungen vieler Menschen zu Sterben und Tod als ein «Zeichen der Zeit», das es im Licht des Evangeliums zu erkennen, zu deuten und zu beantworten gilt. Das einfühlsame und einladende, grundsätzliche wie praxisnahe Schreiben verdient deshalb die Aufmerksamkeit der Seelsorger und Seelsorgerinnen auch hierzulande. *Rolf Weibel*

[1] Bischof Karl Lehmann, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, im Vorwort der Erklärung der deutschen Bischöfe «Unsere Sorge um die Toten und die Hinterbliebenen. Bestattungskultur und Begleitung von Trauernden aus christlicher Sicht». Herausgeber: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Kaiserstrasse 163, D-53113 Bonn.
[2] Siehe Anm. 1.
[3] Bischof Karl Lehmann, ebd.
[4] AaO., S. 50.
[5] So ist der Abschnitt 4.5 überschrieben.
[6] AaO., S. 50 f.
[7] AaO., S. 43.
[8] Manuskript.
[9] Ebd.

Theologie

Gottes «Vorurteile» töten nie!

Gott wird im Titel absichtlich an erster Stelle genannt: die folgenden Darlegungen[1] möchten ausdrücklich Theo-logie, das heisst Rede von Gott sein. Das hat bei mir auch einen persönlichen Grund: Ich leide förmlich darunter, wie heute gelegentlich wortreiche sogenannte Theologie betrieben wird (auch von mir selbst!), ohne Gott (Theos) das ihm gebührende Wort (Logos) zu gewähren. Einer solchen, im Grunde genommen gott-losen Theologie möchte ich – mindestens im Ansatz – von vornherein entgegenwirken.

Mindestens im Ansatz, denn immer wieder erfahre ich auch am eigenen gesprochenen und geschriebenen Wort, dass ein solches Vorhaben durchaus ein frommer Wunsch bleiben kann. Es tröstet mich allerdings, dass ich mich dabei in «sympatischer» Gesellschaft befinde – sympathisch im buchstäblichen Sinn des griechischen Wortes, das heisst zusammen leidend. Dorothee Sölle bekennt ja: «Von Gott reden – das ist, was ich möchte und woran ich immer wieder scheitere.»

Dieses permanente Scheitern bleibt freilich zunächst unvermeidlich: es ist ja eine zwangsläufige Folge unserer noch nicht ganz erlösten, sündigen Geschöpflichkeit. Völlig wahr und gut ist nur der *Schöpfer und Erlöser* – Gott, dessen schöpferische Kraft sich am vollkommensten in der Erlösung zeigt: in der Erlösung, die ebenso eine Geschichte besitzt wie der zu Erlösende selbst. Eine für uns Geschöpfe in diesem Tal der Tränen kaum vorstellbare Überwindung der menschlichen Schwachheit bleibt der Vollendung, das heisst dem restlos erlösten geschöpflichen Leben, vorbehalten. Es handelt sich dabei um eine Überwindung, die ohne die Offenbarung Gottes höchstens erahnt werden kann, etwa in Dichtung und Kunst, die von der Offenbarung selbst aber beim Namen genannt wird. Die Kirchenväter, besonders die griechischsprachigen, nennen die gottgeschenkte Überwindung der Schwachheit der Menschennatur sogar Vergöttlichung, die die volle, ungetrübte, nicht mehr gefährdete Teilhabe an der Wahrheit und Güte des Schöpfers bedeutet. Die Bücher der Bibel benützen verschiedene Bilder, um diese Teilhabe anzudeuten, so zum Beispiel: Gast-sein beim Hochzeitsmahl im Himmel, Bewohner-sein im himmlischen Jerusalem, Gott-sehen wie er ist: von Angesicht zu Angesicht.

Vor solcher Vollendung, das heisst vor voller Erlösung, bleibt jede Theologie so, wie Dorothee Sölle es sagt: eine Theologie, die, wenn sie redlich ist, sich immer wieder erfährt als die noch nicht ganz von Gott durchdrungene, das heisst von Borniertheit und Hass noch nicht ganz befreite. Zur schmerzhaften, aber doch befreienden Entdeckung der eigenen Beschränktheit kann auch eine Philosophie vorstossen, die den Namen «Philosophie»,

[1] Dieser Beitrag entstand als abschliessender Vortrag einer Reihe und enthält die dialektisch abgewandelten Begriffe der Vortragsreihe, besonders des unmittelbar vorangegangenen: «Wenn Vorurteile töten…».

Getötet – und kein Haar gekrümmt

33. Sonntag im Jahreskreis: Lk 21,5–19

Am Anfang und am Ende des Kirchenjahres stehen die Evangelien vom Endgericht an. Sie machen es den Erklärern nicht leicht, weil da der Untergang Jerusalems, die Katastrophen der Weltgeschichte und die unmittelbaren Vorboten des Endes ineinander verwoben werden. Es werden auch Zeitangaben gemacht, von ersten und letzten Dingen und von zwischenzeitlichen Ereignissen ist die Rede, und doch will es nicht gelingen, eine klare Reihenfolge aufzustellen. Einigermassen kann man je drei Mahnungen für drei verschiedene Situationen auseinanderhalten. Die Mahnungen gehen aber alle in die gleiche Richtung.

Das erste Geschehen haben die Zeitgenossen des Evangelisten noch selbst erlebt, den *Untergang Jerusalems.* Es muss etwas vom Entsetzlichsten in der Weltgeschichte gewesen sein, eine «Not, wie es noch nie eine gegeben hat, seit die Welt besteht» (Mt 24,21). Verschlimmert wurde die Sache durch die Ideologie vom Tempel. Der Tempel war für die Juden so etwas wie ein Gott geworden. Fanatiker traten als Propheten auf und erklärten, der Tempel kann nicht untergehen. Er steht direkt vor Gott. Ihnen gegenüber steht die Mahnung Jesu an die Christen: «Gebt acht, dass man euch nicht irreführt!» «Läuft ihnen – diesen Propheten – nicht nach!»

Ideologien kennt wohl jede Zeit. Der Nazismus war eine, der Kommunismus war eine. Kennzeichnend dafür ist das Schwören auf ein einziges Element von vielen: Ökologie in der Wirtschaft, Neutralität der Schweiz in der Politik, Musik, die in Trance versetzt, bei Jugendlichen, Marienverehrung und sonst nichts in der Religion. Das ist dann oberste Norm, daran darf nicht gerüttelt werden. «Lasst euch nicht irreführen» heisst doch wohl: Behaltet kühlen Kopf und lasst euch ruhig Fragen stellen.

Dann werden *Katastrophen* aufgezählt. Die einen sind solche, für die kein Mensch etwas kann: «Erdbeben, Meeresfluten, Stürme.» Anzufügen wären Taifune, Überschwemmungen, Dürre und im Gefolge Hunger und Seuchen. Andere Katastrophen sind von Menschen mitverschuldet: «Kriege, Aufstände.» Wir fügen an: atomare Katastrophen, Wirtschaftskriege ganzer Erdteile gegeneinander, ethnische Säuberungen, Rassenhass, Flüchtlingsströme.

Hier heisst die Mahnung an die Christen: «Lasst euch dadurch nicht erschrecken!» Das ist keine Bagatellisierung der Katastrophen; die Gläubigen werden von ihnen nicht einfach verschont. Aber der Christ, der glaubt, dass der Vater noch immer die Welt in Händen hält, der lebt und regiert durch alles Weltgeschehen hindurch, darf so in seinem Gott verankert sein, dass er auch in der schwierigsten Situation den Glauben nicht aufgibt. «Lasst euch nicht erschrecken» heisst: Lasst euch innerlich nicht durcheinander bringen! Viel hilft dabei der Aufblick zu dem, der durch die Katastrophe hindurch zu seinem Vater heimging, den Tod besiegend. «Glaubt an Gott und glaubt an mich». «Ich habe die Welt besiegt» (Joh 14.1; 16,33).

Die dritte Situation trifft nur die Glaubenden, die Christen. Sie gehen nicht ohne Widerspruch durch die Geschichte. Die *Verfolgung* kann blutig sein und kann von Staates wegen erfolgen mit Gerichtsverfahren «vor Königen und Statthaltern». Sie kann mit dem Zeugnistod enden. «Manche von euch wird man töten.» Noch öfter aber ist sie unblutig. Diese andere Form wird angedeutet, wenn es heisst: «Eltern und Geschwister, Verwandte und Freunde» werden gegen euch sein.

Viel echtes Leid erleben gute Eltern, wenn ihre Kinder von Gott und Kirche nichts mehr wissen wollen und über die Rückständigkeit der «Alten» lächeln, wenn sie die Grundsätze, nach denen die Eltern ihre Ehe und Familie aufgebaut haben, über Bord werfen.

Die Mahnung heisst in dieser Situation: «Bleibt standhaft!» Haltet durch! Eurer lebendiges Zeugnis ist nicht umsonst, und zur rechten Zeit werdet ihr auch das rechte Wort finden, «um Zeugnis zu geben». «Ich selbst will euch Wort und Weisheit eingeben.» Verlangt wird stets ein grenzenloses Vertrauen, dass Gott das Leben der Seinen lenkt, auch in die Alltäglichkeiten hinein. Das Bild dafür ist wahrhaft konkret genug: «Euch wird kein Haar gekrümmt werden.» Alle «sind sie von Gott gezählt» (Mt 10,30; Lk 12,7).

Beides ist uns also zugesagt, und wir müssen es zusammenbringen: das andauernde Stehen im Gegenwind der Welt und das zärtliche Sich-umsorgt-Wissen vom Vater. *Karl Schuler*

Der als Seelsorger tätige promovierte Theologe Karl Schuler, der 1968–1983 Mitredaktor der SKZ und 1972–1982 Bischofsvikar war, schreibt für uns regelmässig einen homiletischen Impuls zu den jeweils kommenden Sonntags- und Festtagsevangelien

das heisst Weisheitsliebe, verdient. Das vor kurzem erschienene Werk des führenden französischen Philosophen Joseph de Finance trägt schon im Titel das Bekenntnis der grenzenlosen Begrenztheit: «En balbutiant l'indicible», etwa: Das stammelnde Reden vom Unsagbaren.

So viel, vorläufig, zum ersten Wort des Titels, das für die folgenden Ausführungen die Weichen stellt, zur unbegreifbaren und deshalb an sich unsagbaren *réalité indicible.* Das soeben Gesagte beinhaltet wohl mehr als eine Begriffsklärung und Begriffserklärung – unversehens sind wir schon durchaus bei der Sache selbst.

Der Sache kommen wir freilich noch näher, wenn wir das zweite Wort des Titels: «Vorurteile», wohlgemerkt in Anführungszeichen, zum Gegenstand unserer Reflexion machen.[2] Die Anführungszeichen, mit welchen das Wort versehen wurde, weisen auf meine zunächst nicht ganz überwundenen und auch bei den Zuhörern und Zuhörerinnen vermuteten Hemmungen hin, wenn von Gottes «Vorurteilen» die Rede ist.

Ich meine aber, dass eine solche Ausdrucksweise zumindest erlaubt ist. Es sei zunächst darauf hingewiesen, dass es selbst im tiefsten Abgrund geschöpflicher Ohnmacht, zum Beispiel im Befangen-Sein in negativen Vorurteilen, noch einen Funken schöpferischer Macht gibt. Ohne ein solches Spurenelement wäre ja die Umkehr des Ohnmächtigen gar nicht möglich. Menschliches Vorurteil besteht im Pervertieren einer ursprünglich positiven Eigenschaft und nicht in reiner Negativität. Deswegen erscheint die Rede von Gottes «Vorurteilen» zwar ungewohnt und kühn, aber grundsätzlich legitim, wo-

[2] Ich gebe gerne zu, dass ich den Begriff «Vorurteil» nur in Kenntnis des Titels des vorangegangenen Vortrags auf Gott bezogen habe.

bei freilich schon die Anführungszeichen Bände sprechen und auf Analogie hinweisen.

Zu dieser mehr apriorisch-formalen und eigentlich auch verzichtbaren Rechtfertigung der Rede von Gottes «Vorurteilen» kommen unverzichtbare inhaltliche Überlegungen. Es zeigt sich dabei, dass das auf das sündige, bornierte Geschöpf bezogene, reichlich negativ besetzte Wort «Vorurteil» auf paradoxe, aber durchaus sinnvolle Weise so auf den erlösenden Schöpfer bezogen werden kann, dass es nicht nur befreiende Positivität, sondern auch das Herzstück der christlichen Heilsbotschaft in sich trägt.

Urteil, Vor-Urteil und «Vor-Urteil» Gottes

Als Einstieg zum Verständnis des Gemeinten sei darauf hingewiesen, dass der Begriff *Urteil* – auf den Menschen bezogen – an sich etwas moralisch Neutrales ausdrückt. Man denke nur an Urteil als abwägende Stellungnahme oder an Urteilskraft bzw. Urteilsfähigkeit: lauter möglicherweise sogar moralisch positive Wirklichkeiten. Urteil ist, im idealen und freilich immer anzustrebenden Sinn, die zutreffende, wahrheitsgemässe Beurteilung einer Wirklichkeit. Im Fall des Vor-Urteils drückt die vorangestellte Präposition *vor* gerade das Fehlen der wahrheitsgemässen Beurteilung aus.

Wie verhält sich nun die Sache bei Gott, fragt der vom Unsagbaren stammelnde Mensch. Dieser Mensch hat zwar keinerlei Hemmungen, von Gottes *Urteil,* im Sinn der absolut zutreffenden Beurteilung, zu sprechen. Kann aber sinnvollerweise auch von seinem *Vor-Urteil* die Rede sein?

Es scheint nun, dass diese Frage durchaus mit einem richtig verstandenen Ja beantwortet werden kann. Die Quellen der Offenbarung werden ja nicht müde, vom Heilsplan Gottes zu reden. Gemeint ist damit die seit Ewigkeit bestehende Absicht Gottes, sich selbst auf unvorstellbare Weise und unüberbietbar allen ohne Ausnahme zu schenken. Der Weg dorthin mag zwar durch ein unergründbares Tal der Tränen führen; über das von vornherein feststehende und von Gott mächtig verfolgte Ziel lassen aber Schrift und Überlieferung, unbeschadet des Ernstnehmens der menschlichen Freiheit und der Möglichkeit ihres sogar irreparablen Missbrauchs, den Christen nicht im unklaren.

Eine der vielen möglichen sinnvollen Bezeichnungen dieser für alle Menschen höchst bedeutsamen und trostreichen Tatsache kann eben «Vor-Urteil» heissen – bezogen auf den Schöpfer und Erlöser!

Das Hauptmerkmal dieses göttlichen «Vor-Urteiles» besteht im restlosen Wohlwollen, das weder irgendeinen Menschen noch irgendeine Phase eines individuellen Menschenlebens ausklammert. Es ist sowohl zeitlich wie auch räumlich universal und durchdringt auch die banalsten Winkel geschöpflicher Existenz. Und vor allem: Auch vor sündiger Revolte macht dieses reine Wohlwollen ausstrahlende, auf Verurteilen verzichtende «Vor-Urteil» nicht halt. Seine unbeirrbare Treue ist somit die von Jesus nicht nur verkündete, sondern auch vorgelebte Bergpredigt: die für den alten Menschen verwirrend neue Norm des in Jesus begründeten Neuen und Ewigen Bundes. Denn auch die gegen Gott selbst oder gegen Gott im Nächsten erhobene Hand wird nicht verurteilend abgeschlagen, sondern – den Revoltierenden und die «Welt» zunächst heilsam verwirrend und beschämend – vielmehr geheilt. Gerade der menschgewordene Gott identifiziert sich völlig mit seinem grenzenlos wohlwollenden «Vor-Urteil», so dass eines seiner sprechendsten Bilder dasjenige vom guten Hirten wird. Der gute Hirt kennt nur *eine* Leidenschaft, nämlich gerade den Verlorenen nachzugehen, so dass man sagen kann: Je verlorener die Verlorenen sind, um so konsequenter, mit um so mehr Phantasie, ja sogar List, will der gute und treue Hirt sie wieder zu sich und den Seinigen zurückführen.

Der von einem solchen göttlichen «Vor-Urteil» beseelte gute Hirt beschränkt sich nicht darauf, die Irrenden nicht zu töten, wie das der Titel – *Gottes «Vor-Urteile» töten nie* – zunächst formuliert. Statt der Pose des distanzierten, gnädig-huldvollen Nicht-Bestrafens erfährt der frühere Feind nun echte Freundschaft, womöglich zuungunsten alter bewährter Freundinnen und Freunde Gottes, der mulieres probatae und der viri probati. Der gute Hirt schenkt also Leben, sein eigenes Leben – und zwar *allen,* zunächst jedoch jenen, die sich einmal auf infame Weise von ihm entfernt hatten. Das geschieht gemäss einer souverän-schöpferischen Präferenzordnung, die die gesamte, sogenannte natürliche Wertordnung in Frage und auf den Kopf stellt. Wenn irgendwo die vielbeschworene «Umwertung aller Werte» stattfindet, das wirklich Neue des Neuen Bundes, dann hier.

Dass diese Umwertung weder den Ernst der vom Hirten unserer Seelen (vgl. 1 Petr 2,25) geforderten Umkehr gefährdet noch Freibrief für immer neue Revolte gegen Gott selbst und gegen Gott im Nächsten bedeutet, wissen gerade diejenigen, die die Adressaten der soeben angedeuteten Strategie Gottes in seinem Neuen Bund sind, etwa eine weinende Sünderin im Haus des Pharisäers oder ein bitterlich weinender Petrus. Nichts ist in der «neuen Ära» mächtiger als die leisesten Töne – der Donner am Sinai gehört für immer der Vergangenheit an. Wenn sie aber einmal vernommen werden, wird wahre Umkehr mit wahrem Ernst möglich.

Das «Vor-Urteil» Gottes als gute Nachricht

Dieser verblüffend neuen Ordnung entsprechend – und nicht anders – wollte der menschgewordene Gott auch die Gemeinschaft derjenigen, die sich als Kirche, als *Seine* Kirche, gerade deswegen zusammenschliessen, weil sie dieses höchst positive, befreiende, alles bestimmende «Vor-Urteil» ihres Herrn als die gute Nachricht schlechthin, das Evangelium, verstanden haben. Dass sich selbst im Schoss dieser neuen kirchlichen Gemeinschaft Zerrbilder des grossen, positiven, göttlichen «Vor-Urteils» bilden, Vorurteile im Sinne der Alltagssprache, ohne Anführungszeichen, muss aber letztlich ebenfalls im soeben geschilderten Gesamtzusammenhang des wirklich neuen Neuen Bundes gesehen werden. Selbstverständlich haben bornierte, ungerechte, selbstgerechte Zerrbilder, das heisst unsere sündigen Vorurteile, in der neuen Gemeinschaft der Gläubigen nichts zu suchen. Für die «Täter», das heisst für diejenigen, die sündige Vorurteile hegen, gilt aber ebenso selbstverständlich das, was vorhin von den Verlorenen und dem guten Hirten gesagt wurde. Jede durchaus berechtigte, ja unerlässliche Bekämpfung tötender Vorurteile entartet in eine unchristliche Hetzjagd, wenn sie mit der Fehlhaltung auch die sich Verfehlenden liquidieren will, statt ihnen neues Leben anzubieten. Die Katze kann sich da durchaus in den Schwanz beissen.

Letztlich können falsche, negative Vorurteile nur beim Ernstnehmen des bisher geschilderten theo-logischen Gesamtzusammenhanges entlarvt werden. Von einer rein philosophischen Ethik her erringt man nur einen Pyrrhussieg, einen verlustreichen Scheinsieg.

Ich darf das an einem konkreten Beispiel illustrieren. In meiner Heimat, in Ungarn, bestehen sehr starke negative Vorurteile gegen die dort lebenden zahlreichen Zigeuner. Vor allem im Kreis der Bauern gelten sie als arbeitsscheu und als die Diebe schlechthin, die es vor allem auf den Hühnerstall abgesehen hätten. Wenn ein Bauer einen Zigeuner sieht, erblickt er in ihm einen potentiellen Hühnerdieb und möchte ihm das Handwerk legen. Auf den Einwand, dass doch erwiesenermassen nicht *jeder* Zigeuner ein Hühnerdieb ist,

antwortet er zustimmend, fügt aber hinzu, dass es *so viele* Diebe unter den Zigeunern gibt, dass er seiner Familie zuliebe die Gefahr sehen und die entsprechenden Konsequenzen ziehen müsse. Dass dabei unschuldige Zigeuner verdächtigt werden, bedauert er – mais c'est la vie, meint er.

Das Beispiel mag simpel und, verglichen mit anderen, furchtbaren Vorurteilen, relativ harmlos erscheinen, auch deswegen, weil die vermeintliche Rechtfertigung des Vorurteils («Viele Zigeuner sind Diebe») des Fundaments nicht entbehrt und rein natürlich einleuchten mag. Aber gerade in seiner relativen Harmlosigkeit erhellt dieses Beispiel die theologische Struktur der Dinge.

Auch Gott weiss ja, dass viele Zigeuner Diebe sind – andere Völker haben freilich andere Laster, die er nicht weniger kennt; auch Gott lehnt Diebstahl ab; auch Gott kann, wenn auch nicht die Gesinnung, so doch die angedeutete Vorgehensweise des Bauern, der schliesslich das Recht, ja sogar die Pflicht hat, sich und seine Familie zu schützen, weitgehend billigen. Für alle diese Überlegungen genügt jedoch ein Gott der Philosophen, und diesen Überlegungen widerspricht zunächst, etwa in manchen Schichten des Alten Testaments, auch der Gott der Offenbarung nicht.

Für den Gott der *neutestamentlichen* Offenbarung konzentriert sich die Frage aber auf die letzte, eben göttliche Beurteilung der Zigeuner, von denen wir einmal – rein hypothetisch – annehmen wollen, dass sie in einem Einzelfall sogar gegen Gott im Nächsten die Hand erhoben haben, indem sie einem armen Bauern das letzte Huhn gestohlen haben. Gerade dann wird dasjenige, was wir vom wohlwollenden göttlichen «Vor-Urteil», von den verlorenen Schafen und vom guten Hirten sagten, hochaktuell.

Zwischen den beiden Sichtweisen, der philosophisch-ethischen einerseits und der strikt theologischen andererseits, besteht ein Unterschied, der nicht vernachlässigt und verharmlost werden darf. Schon eine rein philosophische Gotteslehre kommt ohne die Wahrnehmung des Geheimnischarakters Gottes nicht aus. Auf diese Wahrnehmung vollends angewiesen ist der gläubige Mensch; nicht, weil er etwa aus Trägheit oder kirchliche Fehlentwicklungen bequem übertünchend bei Geheimnissen Zuflucht sucht, sondern vielmehr deswegen, weil er weder die erfahrenen Abgründe menschlicher Verlorenheit noch den radikalen Ernst offenbarter göttlicher Erlösungsabsicht ausloten kann, wenn er ausschliesslich die angeblich einleuchtenden menschlichen Kategorien benützt.

Ein Glückwunsch nach Ljubljana

Unser Glückwunsch an Erzbischof Dr. Alois Sustar kann und will keine allseitige Würdigung eines verdienstvollen Theologen und Kirchenmannes sein – das wird eine Festschrift besorgen –, sondern anlässlich seines 75. Geburtstages am 14. November vor allem sein Wirken für die Kirche in der Schweiz in Erinnerung rufen. Seit 1977 steht Alois Sustar im Dienst der Kirche seiner Heimat Slowenien, zunächst als Domkapitular und Bischöflich Beauftragter für besondere Aufgaben und dann als Bischof: am 23. Februar 1980 zum Erzbischof von Ljubljana ernannt und am 13. April 1980 zum Bischof geweiht, hat er Verantwortung nicht nur für sein Heimatbistum, sondern als Metropolit und dann als Präsident der Slowenischen Bischofskonferenz auch für eine Kirchenprovinz und dann für die Kirche eines neuen Landes wahrzunehmen.

In die Schweiz kam der am 14. November 1920 geborene Alojzij Šuštar – nach seinen abgeschlossenen philosophischen und theologischen Studien an den Universitäten Ljubljana und Gregoriana (Rom) –, um von einer Erkrankung zu genesen und sich zu erholen. Nach zwei Jahren seelsorglicher Tätigkeit in St. Moritz kam er aber zunächst als Lehrer und dann auch als Spiritual ans Kollegium Schwyz; 1963 wurde er als Nachfolger von Franz Böckle als Professor der Moraltheologie an das Priesterseminar St. Luzi nach Chur berufen; von 1965 an nahm er zudem das Amt des Regens wahr. Als Prof. Alois Sustar 1968 Bischofsvikar wurde, hatte er im Bistum Chur und in der Kirche namentlich in der deutschen Schweiz bereits einen guten Namen als umsichtiger und zukunftorientierter Planer kirchlicher Aufgaben und Strukturen.

So ist ihm zu verdanken, dass das Bistum Chur 1968 in die Herausgeberschaft der bis dahin mit dem Bistum Basel verbundenen Schweizerischen Kirchenzeitung eintrat – gleichzeitig mit dem Bistum St. Gallen, in dem sich der 1969 zum Bischofsvikar ernannte Dr. Ivo Fürer für diese interdiözesane Zusammenarbeit eingesetzt hatte und bis heute einsetzt. Bischofsvikar Alois Sustar wurde 1968 denn auch zum Präsidenten der Redaktionskommission gewählt, die von der Deutschschweizerischen Ordinarienkonferenz (DOK) dem Redaktionskollegium als Beratungsgremium zur Seite gestellt wurde und bis 1985 bestand. Als ich die Arbeit als Hauptredaktor aufnahm, hatte Alois Sustar dieses Amt bereits weitergegeben, hatte aber immer Zeit, wenn ich ihn um einen Rat angegangen bin; hatte aber auch Zeit, über ethische oder moraltheologische Fragen wie über europäische kirchliche Belange – 1972 wurde er Sekretär des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE): eine Aufgabe, die er Bischofsvikar Ivo Fürer weitergeben konnte – Beiträge zu verfassen.

Als Moraltheologe – als theologischer, aber auch philosophischer Ethiker – hatte Alois Sustar eine besondere Aufmerksamkeit für die gesellschaftliche Wirklichkeit und hierbei erst noch einen besonderen Sinn für die Medienarbeit. Dies zeigte sich besonders in den Jahren nach 1967, als er nebenamtlich als Pressereferent der Schweizer Bischofskonferenz tätig war – eine Aufgabe, die er 1976 dem ersten Informationsbeauftragten der Bischofskonferenz weitergeben konnte. Es ist hier nicht der Ort, seine weitere Tätigkeit im Bistum Chur – als ein Stichwort mag Synode 72 genügen – und in der Kirche in der Schweiz aufzulisten; bezeichnenderweise wirkte er aber nicht nur in Kommissionen der Bischofskonferenz und anderen kirchlichen Kommissionen mit, sondern beispielsweise auch in der Eidgenössischen Expertenkommission für die Reform des Strafrechts. Auch als Bischofsvikar blieb Alois Sustar der argumentierende Theologe, der sich auch mit gesellschaftlichen Kräften diskursiv auseinandersetzende Kirchenmann.

Nach seiner Rückkehr nach Slowenien gelang es ihm, mit seiner Auslanderfahrung mit dem kommunistischen Regime gut umzugehen, und versteht er mit der nach der Wende zutage getretenen liberalen Tradition des Landes konstruktiv umzugehen. Dabei hat er sich für die Sache der Kirche verbraucht, so dass auf ihn kein otium cum dignitate wartet: sein Leben dürfte bis zum Schluss ein negotium bleiben – ein negotium cum dignitate. Dafür schuldet ihm die Kirche in der Schweiz, in Slowenien, in Europa Dank. In diesen Dankensreigen reiht sich unser Dank, reiht sich mein Dank ein. *Rolf Weibel*

Dem Menschen war das Handwerk des Tötens immer schon vertraut: zum Beispiel entweder indem dieses schreckliche Handwerk in der Form von «Vorurteilen, die töten», ausgeübt wird, oder aber indem ein Kreuzzug gegen Vorurteile geführt wird, durch welchen die bösen Vorurteile-Hegenden vernichtet werden sollten – «nur» moralisch, wohlverstanden.

Der radikal befreiende Gott

Der Gott der neutestamentlichen Offenbarung hingegen will nicht nur den Abbau von Vorurteilen und dadurch Befreiung für die Opfer von Vorurteilen, sondern auch das Heil derjenigen, die in Vorurteilen befangen sind. Ja, er will (und bewirkt!) die Umkehr um so mehr, je stärker die Befangenheit ist; er resigniert auch dann nicht, wenn aus Befangenheit sogar Verstrickung wird. Ein *solcher* Fall ist sein Herzensanliegen, nicht die neunundneunzig Routinefälle.

Vor einem solchen Gott verstummt die Vernunft und endet ihre Alleinherrschaft. Platz hat da vielmehr das Staunen, die Anbetung und der von Gott selbst mächtig unterstützte Versuch, es wie er zu tun: Mitarbeiter des Heils zu sein, alle Wunden zu heilen, alle Ketten zu sprengen.

Echte Taten des gläubigen Menschen werden immer durch das Gebet ermöglicht. Das bekannte lateinische Gebetslied *Adoro te devote, latens deitas* wurde von einem Dichter wie folgt übersetzt: «Ich bete Dich an, in tiefe Andacht versunken, Dich Gott, der Du das Geheimnis bist.» Ein Bild, ein für uns Christen nicht mehr wegdenkbares Bild des geheimnisvollen und sich als solchen offenbarenden Gottes ist dasjenige des guten Hirten. Schlicht, einleuchtend und doch alle vertrauten Kategorien sprengend. Immer wieder dargestellt und beteuert, aber ganz selten wirklich ernst genommen. Vielleicht hängt das nicht so sehr mit der übermässigen Beschäftigung mit den neunundneunzig Gerechten zusammen, als vielmehr mit der Vernachlässigung des staunenden Gebets vor dem, den wir sicher dann *nicht* begreifen, wenn wir meinen, wir hätten ihn begriffen und deswegen auch meinen, auf das Gebet verzichten zu können.

So enden die Überlegungen über den lieben Gott und den bösen Mitmenschen, der Vorurteile hegt, die wirklich töten und den wir selbstgerecht fallen lassen, bei der Selbstdiagnose einer tödlichen Gefährdung. Die einzige wirkliche Gefahr besteht nämlich in der Zurückweisung der Wirklichkeit, wie sie wirklich ist und als solche schlechthin «zählt», das heisst eine absolute Bedeutung hat. So ist aber nur die Wirklichkeit Gottes, und zu ihr gelangen wir nur durch Versenkung in Ihn. Die betende Versenkung schenkt Erahnen und Leben und lässt auch – durch Ihn und mit Ihm und in Ihm – Leben weiterschenken: den Opfern von Vorurteilen und ihren Folterknechten gleichermassen.

Aladár Gajáry

Aladár Gajáry ist Professor für Fundamentaltheologie und Dogmatik an der Theologischen Hochschule Chur

Pastoral

Wortgottesdienste als Sonntagsfeiern der Gemeinde

Die diesjährige Studientagung der Basler Liturgischen Kommission (BLK), welche vom 20.–22. November 1995 im Haus der Begegnung, Bethanien, stattfinden wird, wird unter dem Thema «Wortgottesdienste als Sonntagsfeiern der Gemeinde» stehen. Um sich einen repräsentativen Einblick in die Praxis von Pfarreien und fremdsprachigen Missionen zu verschaffen, hatte das Leitungsteam der Studientagung im Juli alle Pfarreileitungen im deutschsprachigen Teil des Bistums Basel gebeten, einen Fragebogen zu «Sonntagswortgottesdiensten in den Gemeinden» zu beantworten. Die Umfrage wurde vom Sekretär der BLK ausgewertet, welcher im folgenden einige Hauptergebnisse zusammenfasst.

Vielseitiges Interesse an der Thematik – Ein grosser Rücklauf der Fragebogen

Eine erste bemerkenswerte Tatsache stellt der grosse Rücklauf der Fragebogen dar. Von insgesamt 583 angeschriebenen Pfarreien, fremdsprachigen Missionen und Ordensgemeinschaften haben 298 (51%) bis zum Abschluss der Umfrage geantwortet.

Zu Beginn wurde zunächst allgemein nach der Anzahl der Sonntagsgottesdienste (inklusive Vorabend) sowie nach der Zusammensetzung der Pfarreileitung gefragt. In etwa zwei Dritteln der Pfarreien werden am Sonntag zwei (42%) bzw. ein (23%) Gottesdienst gefeiert; den Spitzenwert stellt eine Stadtgemeinde mit acht Gottesdiensten. Ein breites Spektrum unterschiedlichster Zusammensetzung zeigt sich bei der Pfarreileitung. Dabei machen Pfarrer, die in der Pfarreileitung mit weiteren Personen zusammenarbeiten, mit 31% den grössten Anteil aus, gefolgt von (grösstenteils) verheirateten Gemeindeleitern bzw. Gemeindeleiterinnen sowie alleinverantwortlichen Pfarrern bzw. Priestern mit je 20% und Gemeindeleitern in Verbindung mit weiteren Personen (10%).

Regelmässige sonntägliche Wortgottesdienste in der Mehrzahl der Gemeinden

Sodann wurde gefragt, ob in der betreffenden Gemeinde überhaupt Wortgottesdienste am Sonntag gefeiert werden. Dabei ergab sich folgendes Ergebnis: 168 (56,4%) ja, 130 (43,6%) nein.

Wer hier mit «nein» geantwortet hatte, für den war der Fragebogen an dieser Stelle beendet.

Von den anderen äusserten 110 (66%), dass in ihren Gemeinden regelmässig sonntägliche Wortgottesdienste stattfinden; in 62% der Fälle bis zu vier pro Monat.

Bei der Frage nach der Leitung der Wortgottesdienste nannten 70 den Gemeindeleiter bzw. die Gemeindeleiterin (42%), 41 hauptamtliche Seelsorger und Seelsorgerinnen in der Gemeinde neben Pfarrer oder Gemeindeleiter (25%), je 22 hauptamtliche Seelsorger anderer Gemeinden im Seelsorgeverband sowie eine Liturgiegruppe (je 13%) und 4 hauptamtliche Seelsorger anderer Gemeinden im Dekanat (2%). 58 gaben diverse andere Personen, wie zum Beispiel Katechetinnen, Jugendarbeiter, Lektorengruppen, Musiker oder Familien an (35%).

Nach dem Grund für Wortgottesdienste am Sonntag befragt, nannten knapp vier Fünftel die Tatsache, dass kein Priester anwesend sei. Mehrere Personen gaben an, dass Wortgottesdienste stattfinden, um die Gemeinden in Vorbereitung auf eine kommende pfarrerlose Zeit damit vertraut zu machen. Anderen ist es wichtig, eine andere Form des gottesdienstlichen Feierns zu erleben, zu entwickeln und zu gestalten. Wieder andere nennen die gegenseitige Beziehung von Gemeinde und Gemeindeleiter/Gemeindeleiterin; die Realität der Gemeinde(-Leitung) soll auch im Sonntagsgottesdienst sichtbar werden. Und schliesslich nennen mehrere

die Zulassungsbedingungen bzw. den Mangel an Ordinierten beim Namen.

Seit wann finden Sonntagswortgottesdienste in den Gemeinden statt? Hier machten fast zwei Drittel eine Angabe im Zeitraum der letzten fünf Jahre, weitere 22 % nannten eine Jahreszahl zwischen 1986 und 1990; in sieben Gemeinden (4 %) sind Wortgottesdienste am Sonntag bereits vor über zehn Jahren eingeführt worden, Spitzenwert ist dabei das Jahr 1970.

Einführungen in die Praxis der Sonntagswortgottesdienste gab es vor allem durch Artikel im Pfarrblatt oder in Predigten und anderen Mitteilungen im Gottesdienst. In vielen Pfarreien fand ein Auseinandersetzungsprozess mit Absprachen und Erklärungen im Pfarreirat, Orientierungen an Pfarreiversammlungen oder offenen Gesprächsabenden statt. In mehreren Gemeinden gab es «der Not gehorchend» keine besondere Einführung, bei manchen wurde ein Stellenwechsel, der plötzliche Ausfall eines Pfarrers bzw. die Einführung eines neuen Seelsorgeteams dazu genutzt.

■ Wortgottesdienste manchmal als einzige Gottesdienstform am Wochenende – bei meist gleicher Zahl der Teilnehmenden

In einem weiteren Block wurde danach gefragt, ob Sonntagswortgottesdienste manchmal als einzige Gottesdienstform an einem Wochenende, manchmal als Alternative zur Eucharistiefeier angeboten werden, ob sie stets im Pfarrblatt angekündigt werden und ob sie mit einer Kommunionfeier, mit Beteiligung des Kirchenchores oder von einer Liturgiegruppe gestaltet werden. Dabei ergab sich folgendes Bild:

In 119 Fällen (71 %) werden Wortgottesdienste manchmal als einzige Gottesdienstform an einem Wochenende angeboten, in 76 Fällen (45 %) manchmal als Alternative zur Eucharistiefeier. Sie werden fast überall stets im Pfarrblatt angekündigt (92 %) und in mehr als vier Fünfteln der Gemeinden immer oder fast immer mit einer Kommunionfeier verbunden. Ein Kirchenchor erklingt dabei in nahezu 70 % der Gemeinden zumindest manchmal; in 73 % der Fälle werden Sonntagswortgottesdienste – ebenso zumindest manchmal – von Liturgiegruppen gestaltet.

Im weiteren wurde gefragt, wieviel Menschen am Sonntagswortgottesdienst teilnehmen. Dabei äusserte ein knappes Drittel, es seien weniger oder knapp weniger als bei einer vergleichbaren Eucharistiefeier, wohingegen für 46 % kein oder kaum ein Unterschied auszumachen ist. Noch deutlicher fällt die Aussage darüber aus, ob festzustellen sei, dass viele Menschen zur Eucharistiefeier in die Nachbargemeinde fahren. Lediglich 18 % antworteten hier mit ja, während 55 % erklärten, dass dies nicht festgestellt werde; in jeder fünften Gemeinde würden nur einige wenige diesen Weg wählen. Und so überrascht es auch nicht, dass 68 % abschliessend nicht vermuten, dass viele Menschen keinen Gottesdienst besuchen, wenn am Wochenende kein Priester anwesend ist.

■ Viele ausführliche Bemerkungen zur Thematik

Schliesslich war noch die Möglichkeit gegeben, auf der Rückseite des Fragebogens zusätzliche Bemerkungen zu notieren. Davon wurde reichlich und zum Teil sehr ausführlich Gebrauch gemacht. Gerade diese Ausführungen zeigen die Aktualität und Dringlichkeit der Thematik und die Betroffenheit eines überwiegenden Teils der Gemeinden im Bistum auf.

Von mehreren Seiten wird beklagt, dass die Umfrage nicht direkt auf die Frage der Zulassungsbedingungen bzw. des Zölibates zu sprechen kommt; der Ordo müsse diesbezüglich geändert werden. In diesem Zusammenhang wird die Sorge um den Fortbestand von Eucharistiefeiern geäussert.

Es wird beobachtet, dass es vielen Menschen sowohl gleich sei, ob am Wochenende eine sonntägliche Messfeier oder eine andere gottesdienstliche Feier stattfindet, als auch, ob dieser ein zölibatärer Priester oder eine andere – gegebenenfalls verheiratete – nicht-ordinierte Person oder ein Diakon vorsteht. Wichtiger sei der Bezug zur Gemeinde, eine gute Vorbereitung und Realisierung der Gottesdienste sowie deren Verständlichkeit. Wortgottesdienste werden dabei als ein Anstoss gesehen, neue Gottesdienstformen zu entwickeln und zu gestalten, welche die Menschen heute erreichen, in denen sie sich wiederfinden und angesprochen fühlen.

Das Leitungsteam der BLK bedankt sich an dieser Stelle für die überaus grosse Resonanz auf die Umfrage, die reichhaltigen Impulse und guten Wünsche.

Die Umfrage zeigt, dass Sonntagswortgottesdienste in vielen Gemeinden im Bistum Basel mittlerweile eine feste Grösse darstellen, und dass viele Erwartungen, Befürchtungen und Hoffnungen mit der Thematik verbunden sind. Die BLK wird sich bemühen, dem Rechnung zu tragen und hofft auf eine gute und fruchtbare Studientagung.

Weitere genauere Informationen zur Umfrage oder zur Studientagung sind möglich beim Sekretär der BLK, Matthias Drögsler, Hauptstrasse 9, 5043 Holziken, Telefon 062 - 721 15 37, oder beim Präsidenten der BLK, Joseph Studhalter, Pfarrhaus, 6404 Greppen, Telefon 041 - 81 12 01.

Matthias Drögsler

Matthias Drögsler ist Sekretär der Basler Liturgischen Kommission (BLK)

Kirche in der Schweiz

Mehr Profil ohne grössere Verbindlichkeit

Der Schweizer Protestantismus landeskirchlicher Prägung ist territorial organisiert und kirchlich-parlamentarisch strukturiert. Seine obersten Behörden sind die kantonalkirchlichen Organe; der landesweite Zusammenschluss der Kantonalkirchen – Mitglied ist allerdings auch die Evangelisch-Methodistische Kirche –, der Schweizerische Evangelische Kirchenbund, ist nach dieser Ekklesiologie keine eigenständige ekklesiale Wirklichkeit: die «Legislative», die Abgeordnetenversammlung ist letztlich immer noch eine «Evangelische Tagsatzung».

■ Ein Blick zurück

Die Verfassung des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes verpflichtet seine Mitglieder, zur Stärkung der Einheit des schweizerischen Protestantismus beizutragen ohne dabei ihre Selbständigkeit und Eigenart aufgeben zu müssen. So stehen die in den einzelnen Mitgliedkirchen geltenden kirchlichen Ordnungen über den ordnungsgemäss gefassten Beschlüssen des Kirchenbundes. Diese äusserst föderalistische Verfassung hat mit dem protestantischen Selbstverständnis, aber auch mit der geschichtlichen Herkunft des Schweizer Protestantismus zu tun.

Von Anfang an war der Schweizer Protestantismus ein föderalistisches Gebilde von Territorialkirchen, das heisst Kantonalkirchen. Der staatskirchlichen Verfassung entsprechend wurde in der Alten

Eidgenossenschaft über gemeinsame Fragen auf den Evangelischen Tagsatzungen beraten, zu denen sich die Abgeordneten der reformierten Kantone jeweils vor und zwischen den gesamteidgenössischen Tagsatzungen versammelten. Die älteste die Kantonalkirchen überschreitende Einrichtung ist der Schweizerische Reformierte Pfarrverein, dessen Anfänge in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts zurückreichen. Weitere Anregungen zur Vertiefung der interkantonalen kirchlichen Beziehungen gingen von Werken aus, die in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts von der Erweckungsbewegung angeregt worden waren, namentlich vom Protestantisch-kirchlichen Hilfsverein.

1858, zehn Jahre nach der Gründung des neuzeitlichen Bundesstaates, wurde unter dem Namen Schweizerische Evangelische Kirchenkonferenz eine jährliche Versammlung der Kantonalkirchen institutionalisiert. Ihre Beschlüsse waren für die einzelnen Kirchen nicht verbindlich, galten aber doch als Vorschläge. So traten beispielsweise dem Konkordat über die theologischen Prüfungen und die Freizügigkeit der Pfarrer im Gebiet der ganzen Eidgenossenschaft von 1862 nicht alle Kantonalkirchen bei. 1917 beschloss die Konferenz, den alle zwei Jahre wechselnden Vorstand durch eine ständige Leitung zu ersetzen, um die Aufgaben, die an den schweizerischen Protestantismus vermehrt herantraten, besser wahrnehmen zu können. Eine schon bald ins Auge gefasste Reorganisation der Kirchenkonferenz sollte ein gemeinsames Handeln des schweizerischen Protestantismus erleichtern und die Handlungsfähigkeit des ständigen Vorstandes verbessern helfen.

Befördert wurde diese Entwicklung, die 1920 zur Umgestaltung der Kirchenkonferenz zum Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund führte, durch gesellschaftliche und kirchliche Herausforderungen. Zum einen hatte der Amerikanische Kirchenbund (Federal Council of the Churches of Christ in America) 1919 die schweizerischen Kirchen eingeladen, Kontakte zu Kirchen in Europa zu vermitteln und seine Hilfeleistungen an Kriegsgeschädigte in allen Ländern zu unterstützen. Zudem hatte sich die Kirchenkonferenz mit einer Bittschrift der ungarischen Protestanten zu befassen sowie mit der Aufforderung der Kirchenkonferenz der Neutralen, «die Grundlagen eines gemeinsamen Glaubens und einer gemeinsamen Aufgabe der Kirche zu prüfen, im Hinblick auf die Einberufung einer internationalen kirchlichen Konferenz, die die geistige Einheit der christlichen Kirche zum Ausdruck zu bringen hätte». Zum andern wurde im Bereich der Evangelischen Allianz 1919 der freikirchliche Aarauer Verband, der «Verband unabhängiger evangelischer Korporationen (Kirchen, Gemeinschaften, Gesellschaften und Vereine) der Schweiz», der heutige «Verband evangelischer Freikirchen und Gemeinden (VFG)» gegründet; auch dieser wollte im Namen seiner Mitglieder reden und handeln können. Zwischen den mehrheitlich öffentlich-rechtlich verfassten Mitgliedern der Kirchenkonferenz und dem freikirchlichen Verband bestand ein gewisses Konkurrenzverhältnis. Weitaus stärker spürbar war ein solches indes zwischen der Kirchenkonferenz und dem Schweizer Katholizismus bzw. der römisch-katholischen Kirche. Als der Bundesrat 1920 die im Zusammenhang des Kulturkampfes aufgehobene Päpstliche Nuntiatur wiederherstellte, meldete sich auf evangelisch-reformierter Seite Unzufriedenheit; die Kirchenkonferenz beschloss deshalb auch, den Bundesrat von den Statuten des Kirchenbundes in Kenntnis zu setzen, und dabei drückte sie den Wunsch aus, es möchten sich zwischen dem Bundesrat und dem Kirchenbund von nun an dauernde Beziehungen anbahnen.

■ Subsidiär und ekklesial

So sollten durch die Gründung des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes «drei traditionelle Anliegen evangelischer Kirchen verbindlich wahrgenommen werden», hielt an der Jubiläumsfeier vom 16.–18. Juni 1995 sein Vorstandspräsident Pfarrer Heinrich Rusterholz in seinem geschichtlichen Rückblick fest: «Die Pflege der Beziehungen zu den evangelischen Kirchen des Auslandes, im eigenen Land Gesprächspartner zu sein für Bundesbehörden und Schwesterkirchen und die Hilfe an Arme und Notleidende so wirksam als möglich zu gestalten.» In diese drei Richtungen entwickelte sich in der Folge der Kirchenbund auch weiter. Der *ökumenisch weltweite* Aspekt führte ihn 1925 zum Eintritt in den Reformierten Weltbund, 1940 in den Ökumenischen Rat der Kirchen, in den sechziger Jahren zur Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) und die Leuenberger Kirchengemeinschaft (Konkordie). Der *schweizerische Aspekt* regte die innerevangelische Zusammenarbeit an durch die Gründung des Schweizerischen Evangelischen Missionsrates, des Verbandes für innere Mission und Diakonie (heute Diakonieverband Schweiz) und namentlich des dem Kirchenbund zugehörigen Instituts für Sozialethik (ISE) in Bern und Lausanne. Der *diakonische Aspekt* fand während des Zweiten Weltkrieges in vielfältigen Aktionen Ausdruck, aus denen am Ende des Krieges das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz (HEKS) hervorgegangen ist; aus einer als einmalig gedachten Aktion «Brot für Brüder» wurde 1961 – zeitgleich mit dem Fastenopfer der Schweizer Katholiken – ein ständiges Hilfswerk (heute: «Brot für alle»: BFA).

Der föderalistischen Verfassung des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes entspricht sein betont subsidiärer Charakter. Nach protestantischer Überzeugung baut sich Kirche auf der *örtlichen* Kirchgemeinde auf. «Kirche wird lebendig, erfahrbar und fassbar an dem Ort, wo menschliche Nähe und Vertrautheit möglich ist. Das ist die Kirchgemeinde. Sie kann anstehende Aufgaben erkennen und ihren Beitrag unmittelbar leisten. Sie ist der erste Ort für Seelsorge, Diakonie und Pflege der Gemeinschaft. Jedes weitere Gremium ist dazu da, sie darin zu unterstützen, Freiraum zu gewähren, Sachkompetenz zu vermitteln und die Aufgaben zu erfüllen, die sie nicht allein lösen kann oder für die sich eine Kooperation mit anderen aufdrängt. So ist die Arbeit des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes im Sinne der Subsidiarität zu verstehen, wie sie reformierte Synoden im 16. Jahrhundert festgelegt haben» (Heinrich Rusterholz auf der Pressekonferenz vom 30. Mai 1995). Anderseits ist nach der gleichen Überzeugung weder die Gemeinde allein noch die Kantonalkirche allein Kirche. «Eine lebendige Beziehung zu anderen, sowohl national als auch international und ökumenisch, ist Grundbedingung einer jeden Gemeinde» (ebd.). Unter dieser Rücksicht ist aus protestantischer Sicht auch dem Kirchenbund eine ekklesiale Qualität zuzuschreiben, auch wenn es über ihre nähere Bestimmung unterschiedliche Standpunkte gibt.

■ Gefragt sind Kommunikationsstrukturen

Seit geraumer Zeit beschäftigt sich der Schweizerische Evangelische Kirchenbund mit dem Sachverhalt, dass der Schweizer Protestantismus durch seine territoriale Organisation und kirchlich-parlamentarische Struktur allein nicht mehr angemessen vertreten werden kann. Eine Lösung sucht er seit gut zwei Jahren unter dem Titel einer erweiterten Abgeordnetenversammlung. Dieses Thema war ein wichtiger Tagesordnungspunkt der Abgeordnetenversammlung vom 30./31. Oktober 1995, die sich mit einer eingehenden Aussprache begnügte, damit die Abgeordneten die Lösungsmöglichkeiten in ihren kantonalkirchlichen Organen diskutieren können, ehe sie an der ausser-

ordentlichen Abgeordnetenversammlung vom 11. März 1996 Beschlüsse fassen werden.

Die Vorschläge, die diskutiert wurden, gingen von zwei Aspekten aus. Zum einen gibt es ausserhalb des «synodalen Protestantismus» wichtige protestantische Kräfte, Organisationen und Bewegungen, die als «lieux d'Église, Orte kirchlicher Wirklichkeit» in den Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund und vor allem in seine Abgeordnetenversammlung einbezogen werden müssten. Zum andern müssten zentrale Themen im Raum des Schweizer Protestantismus besser angegangen werden können. Dazu schlägt die Kommission, die die Frage einer Erweiterung der Abgeordnetenversammlung seit zwei Jahren berät, die Schaffung von themen- oder aufgabenorientierten Konferenzen vor. Sie sollten Orte der Auseinandersetzung mit Themen von nationaler Bedeutung werden und gleichzeitig die engagierte Zusammenarbeit des Kirchenbundes mit «lieux d'Église, Orten kirchlicher Wirklichkeit» und umgekehrt ermöglichen und verbessern. Zwei derartige Bereichskonferenzen bestehen bereits: die Diakoniekonferenz und die Liturgiekonferenz; denkbar sind aber auch Konferenzen in den Bereichen Bildung, Frauenfragen, Jugend, Medien, Politik und Gesellschaft usw.

Verschränkt werden diese beiden Aspekte im Vorschlag, die aus Delegierten der Mitgliedkirchen bestehende Abgeordnetenversammlung um Vertreter und Vertreterinnen von Bereichskonferenzen und damit «lieux d'Église, Orten kirchlicher Wirklichkeit» zu erweitern. Die entscheidende und noch offene Frage ist, ob diesen Vertretern und Vertreterinnen die gleichen Rechte eingeräumt werden sollen wie den Delegierten oder ob ihre Mitwirkung auf ein Antrags- und Rederecht beschränkt werden soll.

Mit diesen zusätzlichen Kommunikationsstrukturen würde der Kirchenbund wohl an Profil gewinnen; offen bleibt dann aber immer noch die Frage nach der Verbindlichkeit: Würde er dadurch zu einem verbindlicheren Wortführer des Schweizer Protestantismus? Eine Frage, die sich nicht nur unter ökumenischer Rücksicht stellt.

Rolf Weibel

Kirche in der Welt

Europäische Jugendwallfahrt nach Loreto

Die Jugendlichen Europas wurden für den 6.–10. September 1995 von Papst Johannes Paul II. zu einer grossen europäischen Jugendwallfahrt nach Loreto (Mittelitalien) eingeladen. Unter den rund 500 000 Jugendlichen aus 30 europäischen Ländern waren auch verschiedene Schweizer Gruppen (z. B. aus dem Aargau, aus Chur, Lugano) in Loreto, wo seit 700 Jahren das Haus der hl. Familie verehrt wird. Archäologische Untersuchungen haben ergeben, dass die Steine dieses Hauses tatsächlich aus Nazareth stammen. Doch wurden sie nicht – wie lange angenommen – von Engeln (Angeli) nach Loreto getragen, sondern ein Herr Angelo hat sie 1291 aus Nazareth vor der Zerstörung durch die Muslime gerettet und sie mit dem Schiff 1294 nach Loreto gebracht. Seit 700 Jahren ist Loreto einer der bedeutendsten europäischen Wallfahrtsorte, der viele berühmte Leute – von Königen und Kaisern bis J. W. Goethe –, aber auch einfache Gläubige aus allen Ländern Europas zusammengeführt hat.

Die christlichen Wurzeln Europas suchen

Zum 700-Jahr-Jubiläum hat der Papst die Jugendlichen aus ganz Europa nach Loreto eingeladen, damit sie sich gemeinsam auf die christlichen Wurzeln unseres Kontinentes besinnen. Nach dem Vorbild des Hauses Mariens von Loreto sollten sie in Europa ein gemeinsames Haus für alle Menschen errichten. Viele Jugendliche kamen aus den ehemals kommunistischen Ländern Osteuropas. Auch ein serbischer Bischof und Vertreter der orthodoxen Patriarchate von Moskau und Rumänien sind gekommen. Sie waren beeindruckt von diesem gesamteuropäischen Jugendtreffen, da die orthodoxen Kirchen ausgesprochen national organisiert sind. In Loreto wurde die übernationale einigende Katholizität wohltuend empfunden.

Kein Massenanlass

Sorgfältig wurde darauf geachtet, dass es nicht einfach zu einer Massenveranstaltung von einer halben Million Jugendlicher wurde. Die einzelnen Gruppen trafen sich zuerst am Mittwoch, 6. September, an verschiedenen Orten um Loreto, in den elf Diözesen der Marken. Die ausländischen Jugendlichen wurden von italienischen Familien, Pfarreien und Jugendzentren freundlich aufgenommen. Sie begegneten dort auch verschiedenen Persönlichkeiten aus der Kirche, Kultur und Politik, die sich für den Aufbau Europas einsetzen. Dabei zeigten die Jugendlichen grosses Interesse an den geistigen, kulturellen und christlichen Seiten Europas. Um diese geistliche Dimension ging es bei dieser Jugendwallfahrt auch mehr als um die umstrittenen politischen Formen der europäischen Einigung. «EurHope» hiess das Motto: Hoffnung für Europa.

Eindrücklicher Europa-Abend

Am Samstag strömten die Jugendlichen aus allen Richtungen in Loreto zusammen und versammelten sich vor der Stadt in einer riesigen natürlichen Arena um ein grosses Podium. Am Samstagabend kam auch Papst Johannes Paul II. zum eindrücklichen Begegnungs- und Besinnungsabend, der vom italienischen Fernsehen RAI in ganz Europa übertragen wurde. Mit Direktschaltungen waren Jugendgruppen aus verschiedenen Brennpunkten Europas auf grossen Bildschirmen zugeschaltet, zuerst Jugendliche aus dem alten europäischen Wallfahrtsort Santiago de Compostela. Jugendliche aus Paris haben zum nächsten Weltjugendtreffen in die französische Hauptstadt im Jahre 1997 eingeladen. Aus Belfast berichteten Jugendliche von ihrer Versöhnung zwischen Katholiken und Protestanten. Nur 300 km von Loreto weg liegt Sarajewo, wo so viele Menschen auf offener Strasse erschossen wurden. Der Fernsehkontakt mit Sarajewo wie auch die von dort zugereisten Jugendlichen machten auf den Papst und alle Teilnehmer einen tiefen Eindruck. Sie weckten die Bereitschaft, mehr für den Frieden zu tun und den Menschen in Kriegsnot die Solidarität spüren zu lassen. Beeindruckend waren auch die Sängerinnen und Sänger aus den verschiedensten Ländern Europas, darunter die Kelly-Familie. Aus dem deutschen Solingen berichteten christliche und muslimische Jugendliche, wie sie sich nach dem tödlichen Brandanschlag auf ein türkisches Haus zusammengefunden haben, um sich für die Verständigung zwischen Christen und Muslimen in Deutschland einzusetzen.

Grosser Schlussgottesdienst

Nach diesem eindrücklichen europäischen Abend übernachteten die meisten

Jugendlichen im Schlafsack unter freiem Himmel. Am Sonntag feierten sie mit dem Papst und Hunderten von Bischöfen und Priestern eine gemeinsame hl. Messe. In der Homilie ermunterte der Papst zur wahren Freiheit für alle im christlichen Sinne. Am Schluss erntete Kardinal Pironio, der als päpstlicher Verantwortlicher für die Laien- und Jugendseelsorge seit 1985 alle Weltjugendtreffen vorbereitet und begleitet hat, grossen Applaus der Jugendlichen, als er dem Papst für sein grosses Vertrauen dankte, das er den Jugendlichen immer wieder entgegenbringt.

«Diese Jugendlichen», sagte Kardinal Pironio, «sind nicht gekommen, um Tourismus zu machen, sondern um zu beten, nachzudenken und mit dem Papst auszutauschen. Sie sind gekommen, weil sie glauben, dass Jesus diese Welt retten kann. Diese Hoffnung wollen sie weitergeben. Mit dem Papst wollen sie in Europa einen christlichen Kontinent aufbauen, der – treu seinen christlichen Wurzeln – einladend, solidarisch und friedlich ist.»

Darauf sagte Kardinal Pironio einen Satz, der besonders viel zustimmenden Applaus der Jugendlichen erhielt: «Diese Jugendlichen haben keine Angst vor der Anstrengung, vor dem Leiden und dem Kreuz. Sie haben nur Angst vor der Mittelmässigkeit, der Gleichgültigkeit und dem Versagen.

Sie, Hl. Vater, haben diese Jugendlichen gelehrt, keine Angst zu haben, das Hohe anzustreben und heilig zu werden. Ihre Worte, Hl. Vater, Ihre Bemühungen und Ihr Vertrauen haben die Jugendlichen ermutigt und engagiert. Danke, Hl. Vater, für all Ihr Vertrauen in die Jugend, für Ihre Liebe, die Sie immer zur Jugend haben.»

Uns Schweizern bleibt nach dieser eindrücklichen Jugendwallfahrt nach Loreto die Frage: Wie viele Schweizer Katholiken wissen davon, was da unter jungen Katholiken überall in Europa und in der Welt aufbricht? Würde es sich auch für uns lohnen, sich vermehrt an solchen internationalen Jugendtreffen zu beteiligen?

Martin Gächter

2. Europäisches Treffen von Verantwortlichen der Jugendseelsorge

Zu einem Erfahrungsaustausch über die Jugendseelsorge wurden Mitte September 1995 Verantwortliche aus 32 Ländern Europas nach Loreto eingeladen. Es kamen 150 vorwiegend jüngere Leute zusammen, Vertreter aller Länder Europas, der grossen Jugendbewegungen sowie eingeladene Gäste, unter ihnen Vertreter orthodoxer Patriarchate, Brüder von Taizé, der Priester Guy Gilbert, der unter der Strassen-Jugend in Paris wirkt. Vertreter der Schweiz waren Thomas Binotto (Schaffhausen), Nathalie Pillonel (Yverdon) und Weihbischof Martin Gächter (Solothurn).

Eingeladen hat zu diesem 2. Treffen vom 12.–16. September 1995 in Loreto die Jugendabteilung des Päpstlichen Rates für die Laien, vertreten durch Kardinal Edoardo Pironio und Mgr. Renato Boccardo.

Vom 1. Europäischen Kongress über die Jugendseelsorge im Mai 1994 sind unterdessen die interessanten Berichte «Gemeinsam auf den Strassen von Europa» erschienen, die beim Päpstlichen Rat für die Laien zu beziehen sind. Josef Wirth hat darüber in diesen Spalten (SKZ 6/1995, S. 80–82) berichtet. Seine Kritik wurde bei diesem 2. Treffen beherzigt: es gab mehr Berichte aus den Ländern und Gruppengespräche.

■ Wenig klare Ziele für die Jugendzeit – und für die Jugendseelsorge?

Neue Erkenntnisse von soziologischen Studien über die Jugend regten gleich zu Beginn zu vielen Gesprächen an. Früher war die Jugendzeit klar abgegrenzt, zum Beispiel mit dem 20. Altersjahr, mit der Gründung einer Familie oder mit dem Einstieg ins volle Berufsleben. Heute dauert die Jugendzeit oft länger und die Grenzen sind fliessend geworden. Die Ausbildungen brauchen mehr Zeit. Der Beginn des Familienlebens ist wegen vorehelichen Partnerschaften unklar geworden. Jugendzeit ist nicht mehr eine klare Ausbildungszeit, sondern eher ein Moratorium – eine Schonzeit. Ganz verschiedene Erfahrungen werden da gesammelt, Berufe und Partnerschaften werden gesucht und versucht. Viele können sich noch nicht festlegen und entscheiden. Aus dem grossen Angebot werden viele Möglichkeiten offengehalten. Die Wahl fällt schwer und wird oft hinausgeschoben: Die Wahl des Partners, des Berufes, der politischen und religiösen Ausrichtung. In dieser Situation ist es für die Jugendseelsorge schwierig, klare und akzeptierte Ziele zu formulieren.

■ Religiöse Erlebnisse sind gefragt

Bei diesem Suchen wird die Religion eher punktuell praktiziert. Dabei sind die Jugendlichen mehr auf überzeugende Persönlichkeiten als auf Institutionen orientiert. Das religiöse Erlebnis wird wichtig, wenn möglich in einer grossen Gemeinschaft von Jugendlichen. Das erklärt die Anziehung von Taizé und von andern grossen Jugendtreffen.

Heute neigen die Jugendlichen weniger zu Rebellion und Aufstand. Grösser wird die Gefahr der Apathie, der Unentschiedenheit und des Untertauchens in der Masse.

■ Kirche soll Vorreiterin in Zeitfragen sein

In den Erfahrungsberichten wurde von deutschen Jugendlichen die Beobachtung weitergegeben, dass das religiöse Denken einer grossen Mehrheit, die in der Kirche nicht aktiv ist, vor allem durch einseitige Medienberichte geprägt ist. Eigene Erfahrung mit dem Glauben, mit der Pfarrei und mit der Weltkirche gehen verloren. Doch nehmen Fernstehende einzelne Angebote der Kirche gerne an. Sie lieben es, Gäste in der Kirche zu sein.

Kirchennahe Jugendliche suchen echte, jugendgemässe Ausdrucksformen für Gebet, Gottesdienst und Gemeindeleben. Sie suchen in der Pfarrei Ansprechpartner und Lebensbegleiter, die tolerant und verständnisvoll sind. Jugendliche erwarten von der Kirche eine Vorreiterrolle in Zeitfragen, in Ökologie und Abrüstung, mehr Gerechtigkeit gegenüber den armen Völkern. Sie suchen eine gute Verbindung zwischen Glauben und Alltagsleben. Sie möchten keinen Gegensatz zwischen Kirche und Jugend. Wenn sich Gegner der Kirche bemerkbar machen, soll die Kirche, wie Jesus, persönlich auf die Gegner zugehen.

■ Wie heute von Gott reden?

In einem Referat betonte der französische Militär- und Jugendbischof Michel Dubost, dass die Jugend nicht nur die Zukunft der Kirche ist, sondern schon ihre Gegenwart! Jugendliche müssen sich weniger für ihre Zukunft im christlichen Glauben bilden, sondern diesen Glauben schon jetzt bezeugen. Eine wichtige Frage bleibt, wie heute von Gott gesprochen werden kann. Christus redet nicht von einem Gott, der den Menschen die Freiheit nimmt. Er spricht in den synoptischen Evangelien nicht dominant von sich selber, sondern verweist stets auf seinen Vater im Himmel und auf die Mitmenschen, besonders die Ärmsten. So kann keiner Christ sein ohne Gott und ohne die Mitmenschen.

■ **Rückblick aufs Weltjugendforum in Manila**

Vom Weltjugendforum in Manila (Januar 1995) wurden einige Schwerpunkte der Botschaft an die Jugend der Welt wieder aufgegriffen: Die Jugendlichen drückten ihre Freude über den weltweiten Austausch aus, den die katholische Kirche möglich macht. In den vielen sozialen, menschlichen, politischen, wirtschaftlichen und religiösen Problemen der Welt gibt Jesus Hoffnung und Ermutigung. In seinem Geist möchten die Jugendlichen eine bessere Welt aufbauen. Dazu möchten sie Jesus noch besser kennenlernen und seine Liebe andern bekanntmachen: in der Familie, bei Ausbildung und Arbeit und im Alltag. Wenn der christliche Glaube vertieft wird, drängt er auch mehr zur Tat. Dadurch wird die Kirche lebendiger. Den Jugendlichen ist wichtig, Brücken zu bauen zwischen den Rassen, Religionen, Armen und Reichen, Laien und Hierarchie, Jungen und Alten. Die Jugendlichen wollen sich weltweit mehr zusammenschliessen, ermutigt durch die Liebe Jesu.

■ **Vorbereitungen auf Weltjugendtreffen 1997 in Paris**

Das nächste Weltjugendtreffen wird für August 1997 in Paris geplant. Französische Jugendseelsorger haben schon mit den Vorbereitungen begonnen. Sie möchten die ausländischen Jugendlichen nicht nur in die Hauptstadt einladen, sondern zuerst in die französischen Provinzen, um von dort aus nach Paris aufzubrechen. Sie hoffen, dass aus der Schweiz viele Jugendliche von verschiedenen Bewegungen und Pfarreien ans Weltjugendtreffen nach Frankreich kommen und dafür schon jetzt die Zeit vom 14.–24. August 1997 reservieren.

Dieses Weltjugendtreffen wird nicht zentralistisch in Rom oder Paris vorbereitet, sondern im engen Kontakt mit Jugendvertretern aller Länder.

Martin Gächter

Weihbischof Martin Gächter ist der Jugendbischof, das heisst in der Schweizer Bischofskonferenz Leiter des Ressorts Jugend

Berichte

Gesucht: Profis für Non-Profit-Organisationen

Für die gemeinnützigen Institutionen und Verbände wird die Mittelbeschaffung («Fundraising») angesichts ihres lädierten Rufes und der hartnäckigen Rezession zunehmend zum Problem. Die von der Forschungsstelle für Verbands- und Genossenschafts-Management der Universität Freiburg unlängst organisierte Tagung versuchte zukunftsweisende Antworten auf diese existentielle Herausforderung zu geben.

Rund 150 Hilfswerke, Umweltschutz- und Selbsthilfeorganisationen aus dem ganzen deutschsprachigen Raum liessen sich von praxiserprobten Spezialisten über erfolgversprechende Strategien für die Mittelbeschaffung nicht gewinnorientierter Verbände informieren. Der Handlungsbedarf ist unbestritten: auch gemeinnützige Institutionen sind vermehrt öffentlicher Kritik ausgesetzt, das Spendenvolumen stagniert, gleichzeitig werden eben diesen Institutionen immer mehr Aufgaben aufgebürdet, aus denen sich der hochdefizitäre Staat sukzessive verabschiedet.

■ **Die Spenderpyramide auf den Kopf stellen**

Laut Josef Lauber, Marketing-Leiter von Greenpeace, kommt es in erster Linie darauf an, die vielen Kleinspender durch Aktivierung ihres «philanthropischen Potentials» für eine stärkere Identifikation mit den Verbandszielen zu gewinnen und so mittelbar die Spenden zu erhöhen (man schätzt, dass in der Schweiz durchschnittlich 10% der Gönner volle 60% eines Sammelergebnisses erbringen, wohingegen 70% der Gönner mit lediglich 20% zum Total beitragen). Erklärtes Ziel von Greenpeace ist es, diese 70% Kleinspender in die «Top-Ten-Kategorie» zu hieven und so die noch dominierende Form der Spenderpyramide gleichsam auf den Kopf zu stellen (sogenanntes «Upgrading»). Mit innovativen Kampagnen («Einen Franken pro Tag für die Umwelt») und Instrumenten, welche es erlauben, den Spendenmarkt möglichst optimal anzuzapfen (Einführung des Telefon-Fundraising) versucht Greenpeace, diese hochgesteckten Ziele zu erreichen.

■ **Tue Gutes und berichte darüber**

Voll auf die Applikation der aggressiven amerikanischen Marktbearbeitungsinstrumente auch in unserem Land setzt Edi Tschan, Marketing-Leiter des Schweizerischen Roten Kreuzes. Seinen Schätzungen zufolge stagniert das jährliche Spendenaufkommen in der Schweiz bei – im europäischen Vergleich allerdings beachtlichen – 800 Millionen Franken. Demgegenüber boomt der Spendenmarkt in den USA und hat neuerdings die Höhe von 186 Milliarden Franken erreicht. Auf die Bevölkerungszahl umgerechnet, heisst dies, dass im Durchschnitt in den USA fast siebenmal mehr gespendet wird als in der Schweiz. Dieser Vergleich ist allerdings insofern zu relativieren, als in den USA Spenden nicht nur vom steuerbaren Einkommen, sondern vom Steuerbetrag selbst abgezogen werden können. Kommt hinzu, dass in der Schweiz die Mitglieder- bzw. Gönnerstruktur der Hilfswerke stark überaltert ist. Beim Roten Kreuz beispielsweise sind 45% der Gönner über 60 Jahre alt; der Anteil der Gönner unter 40 Jahren beträgt nur 15%. Dieser Umstand sowie die Tatsache, dass immer mehr multinationale und hochprofessionelle Non-Profit-Organisationen (Unicef; World Vision!) auf den potentiell lukrativen schweizerischen Markt drängen, zwingen nach Tschan zu einem «Systemwechsel» bei der Mittelbeschaffung. Die neue Strategie heisst «Fundraising mit Planned Giving». Auch hier gilt: der situative Kleinspender soll sich zum «Top-Gönner» mausern. Wie soll sich diese Mutation vollziehen? Gemäss Tschan bedeutet dies, die unzähligen Varianten der Kapital- bzw. Vermögensverwaltung ohne falsche Scheu gezielt in den Dienst gemeinnütziger Institutionen zu stellen; gleichzeitig haben letztere darauf hinzuwirken, dass der Akt des Spendens zunehmend als integrierter Bestandteil einer sinnstiftenden Lebensführung verstanden wird. Dabei kommt es in den angelsächsischen Ländern den Hilfswerken zugute, dass der Tod weit weniger tabuisiert wird als auf dem europäischen Kontinent. Tschan glaubt, dass auch in unseren Breitengraden die Bereitschaft wächst, durch eine den individuellen Tod überdauernde «gute Tat» den eigenen Lebenszyklus gleichsam zu erweitern. Segensreich dürfte sich dabei für die Hilfswerke die Tatsache auswirken, dass eine wie nie zuvor mit «zeitlichen Gütern gesegnete Generation in absehbarer Zeit das Zeitliche segnen wird». Den gemeinnützigen Organisationen fehlt hierzulande jedoch noch weitgehend das zur entsprechenden Akquisition erforderliche Know-how. Wie wenig beispielsweise in der Schweiz das Reservoir der Legate ausgeschöpft wird, erhellt aus der Tatsache, dass gegenwärtig 70% der Menschen sterben, ohne ein Testament verfasst zu haben.

Doch nicht nur bei «Verfügungen von Todes wegen», sondern auch bei Vermö-

genszuwendungen zu Lebzeiten können nach Tschan beträchtliche stille Reserven aktiviert werden. Als eine Art Pionierleistung auf diesem Gebiet nannte er das vom Roten Kreuz mit der Fortuna-Versicherung geschlossene Abkommen, das es Gönnern erlaubt, eine Lebensversicherung im eigenen Namen abzuschliessen, die jedoch bei Fälligkeit dem Roten Kreuz zugute kommt. Weitere von Tschan empfohlene Formen der Mittelbeschaffung sind zinslose Darlehen (mit dem erfreulichen Nebeneffekt, dass am Ende der Laufzeit nicht selten auf die Rückzahlung des Darlehens selbst verzichtet wird), karitative Anlagefonds in Zusammenarbeit mit einer Bank und Immobilienübertragungen bei gleichzeitigem Wohnrecht des bisherigen Eigentümers (als besonders attraktive Zielgruppe ortete Tschan in der Schweiz die 20 000 in Einfamilienhäusern lebenden Witwen). Bei alldem darf eine gemeinnützige Organisation jedoch nie vergessen, welchem Zweck diese Zuwendungen zu dienen haben und wie die für ein positives Image und Sammelergebnis immer unentbehrlichere Medienpräsenz sichergestellt werden kann. Denn just für die in der Öffentlichkeit zunehmend unter Legitimierungsdruck geratenden Non-Profit-Organisationen gilt in ganz besonderer Weise die Devise: «Tue Gutes und berichte darüber.»

■ **Massen-Mailings sind «in», wenn...**

Dass man auch in der heutigen Zeit mit der Uralt-Methode des Bettelbriefes (sprich Direct Mailing) bei professioneller Umsetzung durchaus Erfolg haben kann, belegte Barbara Crole-Rees, die für die jüngste Spendensammlung der «Krebsforschung Schweiz» verantwortlich zeichnete. Ihr Rezept: ein gekonnter Mix aus altruistischen und egoistischen Appellen; griffige, die emotionale Befindlichkeit weiter Bevölkerungskreise direkt ansprechende Texte auf dem jedem Schweizer Haushalt zugestellten Versandmaterial sowie optimal darauf abgestimmte PR-Kampagnen (unter anderem eine ganztägige Sendung über Krebs am Radio DRS im Vorfeld der Sammlung). Mit zum Erfolg gehört nach Crole-Rees auch der Mut zur (wohldosierten) Provokation: Gerade die Mailings mit den meisten Negativ-Rückmeldungen sind zugleich die erfolgreichsten!

Unter den Referenten und Tagungsteilnehmern herrschten unterschiedliche Ansichten über die erfolgreichen Marktstrategien der Zukunft. Dies mag auch damit zu tun haben, dass über den Ist-Zustand keine wissenschaftlich gesicherten Daten vorliegen. Wie die Zentralstelle für Wohlfahrtsunternehmen (ZEWO) auf Anfrage erklärte, handelt es sich bei den zirkulierenden Zahlen (jährliches Spendenaufkommen; spendenimmuner Bevölkerungsanteil usw.) um seriös extrapolierte Schätzungen, aber eben *nur* um Schätzungen. Die von den Hilfswerken an der Tagung unisono beklagte Stagnation des Spendenmarktes lässt sich gemäss ZEWO (die von ihr kontrollierten 39 Hilfswerke sammelten 1992 Spenden im Gesamtbetrag von 401,2 Millionen Franken) weder bestätigen noch widerlegen. Der Wahrheit am nächsten kommen dürfte die Vermutung, dass das von den Hilfswerken subjektiv empfundene «Stagnations-Syndrom» vor allem darin seine Ursache hat, dass der Spendenkuchen nicht in dem Masse wächst wie die Zahl jener, die sich an ihm gütlich tun wollen.

Einige alltagstaugliche Schlussfolgerungen aus dieser Tagung lassen sich immerhin jetzt schon ziehen. Dazu gehört namentlich die Einsicht, dass sowohl traditionelle als auch neuartige Fundraising-Methoden erfolgreich sein können: Entscheidend wird primär die Professionalität ihrer Anwendung sein. Weiter gilt es zu beachten, dass die Methoden der Spendenbeschaffung in Einklang mit dem übrigen Erscheinungsbild einer Organisation stehen müssen (die «Corporate Identity» lässt grüssen): Wie zu vernehmen war, soll der Caritas der kurze «Flirt» mit der Brutalo-Werbung von Benetton ausgesprochen schlecht bekommen sein.

Um die absehbaren Schwierigkeiten der Non-Profit-Organisationen erfolgreich meistern zu können, sind aber nicht nur die Fundraiser gefordert. Gefordert ist auch die Politik, die (Erbschafts-)Steuergesetze spendenfreundlicher zu gestalten. Zwecks effizienterer Durchsetzung ihrer Postulate wollen sich die Fundraiser zu einem gesamtschweizerischen Verband zusammenschliessen. Wie Tagungsleiter Professor E. Blümle abschliessend festhielt, hat aber auch die Wissenschaft ihren Beitrag zu leisten: die Betriebswirtschaftslehre hat bis anhin noch keine Buchhaltungsmodelle entwickelt, die auf die *spezifischen* Bedürfnisse der Non-Profit-Organisationen zugeschnitten sind.

Niklaus Herzog

Der Theologe und Jurist Niklaus Knecht ist Chefredaktor der Menschenrechtsorganisation CSI (Christian Solidarity International)

Hinweise

Besinnliche Tage bei den Dominikanerinnen

Die Dominikanerinnen in Ilanz laden im Dezember zu zwei besinnlichen Veranstaltungen ein:

■ **Erster Advent – Beginn des Kirchenjahres 1995/96**

Der Beginn des Kirchenjahres und der Beginn unseres Kalenderjahres sind nicht deckungsgleich. Mit welchen Erwartungen beginnen wir das neue Kirchenjahr? Was heisst das eigentlich für uns: 1. Advent – Adventszeit – Kirchenjahr-Beginn? Welche Gefühle werden da wach, und was machen wir mit ihnen? Angesprochen sind Frauen ab etwa 18 Jahren. Daten: Beginn 1. Dezember 1995, 17.55 Uhr mit der Vesper; Schluss 3. Dezember 1995 nach dem Mittagessen.

■ **Ende – Wende – Neubeginn**

Nach den lichtvollen Weihnachtstagen, auf die wir uns einen ganzen Advent lang vorbereitet haben, meldet sich zuweilen die Frage:... ist das alles? Und jetzt – wie weiter? Wir werden miteinander versuchen, das Jahresende 1995 positiv ausklingen zu lassen, die Jahreswende zuversichtlich zu bestehen, damit wir dem Neujahrsbeginn hoffnungsfroh entgegensehen können. Angesprochen sind Frauen und Männer, die das Besinnliche dem Lauten vorziehen. Daten: Beginn 29. Dezember 1995, 17.55 Uhr mit der Vesper; Schluss 2. Januar 1996 nach dem Mittagessen.

Auskunft und Faltblatt für beide Veranstaltungen bei: Sr. Herta Handschin OP, Klosterweg 16, 7130 Ilanz (GR), Telefon 081 - 925 27 26, Fax 081 - 925 19 01.

Mitgeteilt

Mit der Einführung der siebenstelligen Telefonnummern in Luzern haben auch wir neue Telefonnummern erhalten.
Telefon Redaktion: 041 - 429 53 27;
Telefon Administration (Abonnemente, Inserate): 041 - 429 53 86.
Telefax für Redaktion und Administration: 041 - 429 53 21.
Unverändert geblieben ist die Postadresse (für Redaktion und Administration): Postfach 4141, 6002 Luzern.

Schweizer Kirchenschätze

Mit den kleinen Bildern auf der Frontseite soll nicht nur jede Ausgabe der SKZ einen eigenen visuellen Akzent erhalten, sondern zugleich über Anschauliches der Kirche in der Schweiz informiert werden. Die laufende Bilderfolge «Schweizer Kirchenschätze» will hauptsächlich an das kulturelle Erbe unserer Kirche, aber auch an zeitgenössische «Kunst für Kirche» erinnern. Begonnen hatten wir mit den Kathedralen bzw. den heutigen Bistumskirchen; darauf folgten die Territorialabteien und die schweizerischen Abteien der Schweizerischen Benediktiner-Kongregation sowie die Westschweizer Benediktinerabtei von Port-Valais in Le Bouveret. Nun ist die Reihe an den benediktinischen Frauenklöstern. Nach den Klöstern St. Lazarus in Seedorf (Uri), Fahr an der Limmat, St. Andreas in Sarnen (OW), St. Gallenberg in Glattburg-Oberbüren (SG) und zu Allen Heiligen in der Au bei Einsiedeln stellen wir ab heute die Benediktinerinnenabtei St. Martin, Hermetschwil (AG), vor, die ebenfalls der Föderation der Nonnenklöster angehört. Über die Geschichte der Abtei Hermetschwil weiss unser ständiger Mitarbeiter Dr. phil. P. Leo Ettlin OSB folgendes zu berichten:

«Das auf dem linken Reussufer vor Bremgarten auf einem kleinen Hochplateau gelegene Benediktinerinnen-Kloster Hermetschwil hatte seine Anfänge in der Nähe des 1027 von der habsburgischen Grafenfamilie gegründeten Klosters Muri im Freiamt. 1082 hatte der Abt von St. Blasien Schwestern aus dem Kloster Berau im Schwarzwald nach Muri geschickt. Es war die Zeit, als Muri die den Clunyazensern nahestehende Mönchsreform von Fruttuaria über St. Blasien übernommen hatte. Muri war aber nur bis Mitte oder Ende des 12. Jahrhunderts ein Doppelkloster. Der Frauen-Konvent organisierte sich fortan in Hermetschwil bei Bremgarten neu. Der Abt von Muri blieb aber weiterhin Ordinarius. Das Frauenkloster erfreute sich der Gunst des habsburgischen Adels. Die Krisen des Spätmittelalters und der Reformation, wo die Gemeinden in der Umgebung von Bremgarten, dem Beispiel Bullingers folgend, den neuen Glauben angenommen hatten, fanden durch den Zweiten Landfrieden eine Wende. Das Kloster an der Reuss konnte um die Mitte des 16. Jahrhunderts wieder Tritt fassen und erlebte im 17. Jahrhundert unter tatkräftigen Äbtissinnen eine neue Blütezeit. Nach dem Einfall der Franzosen 1798 litt das Kloster unter Einquartierungen, Requisitionen und empfindlichen Verlusten an Grundbesitz. 1841 wurde Hermetschwil, wie alle Klöster im Aargau, aufgehoben. Durch Beschluss der Tagsatzung 1843 musste Aargau wenigstens die Frauenklöster restituieren. Die erneute Aufhebung erfolgte 1876. Das war eine Folge des Kulturkampfes. Der Konvent fand nach mühsamen Anstrengungen im ehemaligen Dominikanerinnen-Kloster Habsthal (Landkreis Hohenzollern – Sigmaringen) eine neue Heimat. Im Kloster Hermetschwil konnte unter schwierigen Voraussetzungen das benediktinische Ora et Labora zaghaft überleben. 1986 wurden die Konvente Habsthal und Hermetschwil getrennt. Hermetschwil wurde mit der Wahl von Schwester M. Angelika Streule zur Äbtissin wieder Nonnenabtei.»

Wir sagen der Frau Äbtissin wie auch dem Spiritual Dr. phil. P. Frowin Müller OSB für die Bereitstellung der Kunstschätze und ihre Auswahl sowie die Hilfe bei den fotografischen Aufnahmen unseren besten Dank; danken möchten wir auch Teresa Weibel, die die Aufnahmen vorgenommen hat. *Redaktion*

Amtlicher Teil

Bistümer der deutschsprachigen Schweiz

■ Herbstsitzung der Deutschschweizer Ordinarienkonferenz

Finanzielle Engpässe raten zu Umstrukturierungen

An ihrer zweitägigen Herbstsitzung in Dulliken befasste sich die DOK vor allem mit der Struktur und Finanzierung der Arbeitsstellen und Institutionen, für die sie eine Mitverantwortung trägt.

Sie wählte Jörg Trottmann, Luzern, zum neuen Präsidenten der Interdiözesanen Katechetischen Kommission (IKK) und gab grünes Licht für den Arbeitsbeginn der neustrukturierten IKK.

Dr. Paul Stadler vom Schweizerischen Pastoralsoziologischen Institut in St. Gallen (SPI) legte der DOK einen ausführlich dokumentierten Bericht über ihre verschiedenartigen Verbindungen und Verbindlichkeiten gegenüber insgesamt 51 kirchlichen Arbeitsstellen, Institutionen und Verbänden vor. Diese im Laufe der Zeit gewachsenen Verpflichtungen sollen jetzt übersichtlicher geordnet und geregelt werden, gegebenenfalls durch die Einführung einer Ressortverteilung in der DOK.

Urs Zehnder, bisher Sekretär der Römisch-katholischen Zentralkonferenz (RKZ), informierte über die vielfach komplexe Finanzierung der genannten Organismen. Auch hier drängt sich eine Vereinfachung auf, die grössere Transparenz ermöglicht.

Entscheidend ist jedoch die Finanzverknappung, die von einer Verknappung des Inlandteils des Fastenopfers mitbedingt ist. Im kommenden Jahr werden rund 400 000 Franken für die bisher getätigten Beitragszahlungen fehlen. Die DOK schloss sich der Meinung an, dass anstelle von linearen Kürzungen eher Umstrukturierungen ins Auge zu fassen seien, die Einsparungen ermöglichen. Da diese jedoch längere Zeit benötigen, hiess die DOK für 1996 die von der RKZ vorgeschlagenen Kürzungen im Sinne einer Übergangslösung gut.

Im Rahmen der ordentlichen Geschäfte nahm die DOK Kenntnis von der Wahl von Dr. Urs Winter, Luzern, zum neuen Präsidenten des Schweizerischen Katholischen Bibelwerkes, und behielt sich die Verabschiedung des Grundlagenpapiers zum «Vierwochenkurs», das heisst zu den alle zehn Jahre zu besuchenden Fortbildungskursen für Priester, bis nach Amtsantritt des neuen Bischofs von Basel vor.

■ Licht werden im Dunkel um mich herum

Vom Tannenbaum zum Christbaum: Das Hausgebet im Advent 1995

Auf der Suche nach ansprechenden, familiengerechten und natürlich spirituell gehaltvollen pastoralen Hilfsmitteln hat sich das Hausgebet im Advent immer wieder mit neuen Ideen ausgezeichnet. Auch wenn sein Umfang weder theologische Abhandlungen, noch religionsdidaktische Programme zulässt, so wird hier religiös sensibilisierten Familien doch auf überzeugende Weise eine Handreichung gegeben, die das Feiern des Advents bereichern kann.

Der einleitende Abschnitt «Vom Tannenbaum zum Christbaum» erklärt in kürzester Weise die Herkunft dieses Weihnachtssymboles. Dies als Einleitung für die folgenden Seiten, die durch die wiederkehrenden Elemente zu einem Wochen-Adventskalender für die ganze Familie werden. Vier Geschichten leiten die Beiträge jeweils an: Adventliche Figuren (Nikolaus, Maria) und Ereignisse (Tagebuch eines Mädchens aus Sarajevo; Erzählung einer Mutter, die als Kind von ihren Eltern verlassen wurde) treten hier auf. Erstere wirken vertraut, letztere machen betroffen. Allen gleich ist die grosse Hoffnung, das Vertrauen auf ein letztlich Gutes auch, das die Menschen aufrichtet.

Mit einem Abschnitt aus der Kindheitsgeschichte des Lukasevangeliums (Lk 2,1–14) wird zum Weihnachtsfest wie der Hintergrund der in den vorherigen Geschichten geschilderten Hoffnung dargestellt: die Licht-Erfahrung liegt im Unerwarteten und Unscheinbaren.

In der bereits vertrauten Art und Weise lässt es das Hausgebet aber nicht mit der Anregung zum Nachdenken bewenden. Ergänzt werden die Geschichten durch kurze Gebete, ein Lied und Anregungen zum Tun. Dieses Tun meint einerseits die Besinnung, andererseits auch das Handeln aus Nächstenliebe. Mit dem zum Hausgebet gehörenden Bastelbogen kann die zum Ausdruck gebrachte Haltung sicht- und greifbar gemacht werden.

Das Hausgebet ist sicher eine zeitgemässe Form der Familienpastoral. Seine Autorenschaft weiss, an wen sie sich richtet: an Erwachsene und Kinder, die für die Zeit des Advents eine besondere Stimmung und Religiosität pflegen möchten. Ihnen dazu in Form einer ansprechenden Broschüre Hilfestellung zu bieten, ist meines Erachtens pastoral äusserst sinnvoll und verdient Unterstützung aus dem Kreis der Seelsorge.[1]

Arbeitsgruppe Hausgebet:
Martin Spilker

[1] Vom Tannenbaum zum Christbaum. Hausgebet im Advent 1995. Herausgegeben von den Schweizer Bischöfen und der Arbeitsgruppe Hausgebet. Erhältlich ist das Hausgebet bei den Pfarrämtern oder den Frauen- und Müttergemeinschaften.

Neue Bücher

Das Volk im Mittelalter

André Vauchez, Gottes vergessenes Volk. Laien im Mittelalter. Aus dem Französischen (Les laïcs au Moyen Age, Edition du Cerf, Paris) übersetzt von Petra Maria Schwarz, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1993, 253 Seiten.

André Vauchez ist bahnbrechend dafür, dass neuere Richtungen der Geschichtsforschung, die vom angelsächsischen und frankophonen Raum ausgingen und zuerst nur zögernd in deutschen Landen Aufnahme fanden, nun auch in der Kirchengeschichte Beachtung erlangen. Es geht um die Geschichte des Volkes und damit verbunden um die sogenannte Mentalitätsgeschichte. Für diese Thematik ist das Mittelalter, besonders die bunte und turbulente Welt des Spätmittelalters, ein ergiebiges Forschungsfeld. Es ist eine Welt, wo die Grenzen zwischen Klerus und Volk scharf getrennt waren und der Gegensatz zwischen ihnen in misstrauischer Konfrontation bestand. Das Diktum des Papstes Bonifaz VIII.: «Die Vergangenheit lehrt uns, dass die Laien den Geistlichen stets feindselig waren», ist bekannt und schon oft zitiert worden. Die spätmittelalterliche Armutsbewegung hat diese Fronten zum Teil etwas verwischt. Wo sie aber ketzerische Züge annahm, wurde der Gegensatz in verhängnisvoller Art und Weise dramatisiert.

André Vauchez' Buch ist eine Sammlung von Aufsätzen, die das Thema «Laien im Mittelalter» aus verschiedenen Aspekten untersuchen (Identität der Laien in der Kirche, das Phänomen der Massen in den Kreuzzügen, Laien-Hagiographie, Liturgie und Volksreligion, Büsserbewegung usw.). Eine Reihe von Aufsätzen befasst sich mit der Stellung der Frau in der mittelalterlichen Kirche als Gattin, Braut Christi, Prophetin und Mystikerin.

Das Buch entdeckt für die Kirchengeschichte das Volk als handelndes Subjekt und nicht bloss als Objekt der pastorellen Fürsorge durch die Kleriker. Es bietet eine Neuorientierung der Kirchengeschichte, in der man bislang Päpste und Bischöfe und als ihre Kontrahenten Könige und Fürsten gezeigt hatte. Dabei wird aber die Religiosität des Volkes in keiner Weise idealisiert. Das «gute» Volk gab es im Mittelalter genausowenig wie heute. Geschichtlich Interessierten kann man dieses Buch als Einführung in neue Methoden und Tendenzen der Geschichtsschreibung sehr empfehlen.

Leo Ettlin

Hoffnung und Zuversicht

Pater Gordian OP, Gebt uns den Himmel wieder. Worte, für die man leben kann, Verlag Styria, Graz 1993, 175 Seiten.

Seit 1951 lebte und wirkte in Leipzig im Konvent des heiligen Albertus des Grossen der Dominikaner Pater Gordian. Er war in schwerer Zeit für die Christen in der DDR so etwas wie ein Leuchtturm. Seine markanten Predigten strömten Vertrauen aus und gaben Halt und Mut zur Bewährung. Dabei haben seine Predigten überhaupt keine politische Brisanz. Pater Gordian ist kein Abraham a Sancta Clara. Aber er reichte das Brot, das die Menschen damals zum Überleben im Glauben und Überstehen in der Hoffnung brauchten.

Aus seinen vielen Worten der Hoffnung und Zuversicht haben die Herausgeber zwölf Ansprachen ausgewählt, die sich in besonderer Weise mit der Sinnfrage des Lebens beschäftigen. Der Bischof von Dresden-Meissen, Joachim Reinelt, stellt seine Ansprache anlässlich des goldenen Priesterjubiläums von Pater Gordian an den Anfang. Der Bischof legt dar, wie er als junger Mann den Prediger von St. Albert in Leipzig erlebte und viele Kilometer gefahren war, um diese Predigten zu hören, die ein mutiges Ja zum Leben sprachen, das neu aufzubauen war.

Leo Ettlin

Autoren und Autorinnen dieser Nummer

Matthias Drögsler, Hauptstrasse 9, 5043 Holziken

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Kollegium, 6060 Sarnen

Martin Gächter, Weihbischof, Baselstrasse 58, 4501 Solothurn

Dr. Aladár Gajáry, Professor, Alte Schanfiggerstrasse 7/9, 7000 Chur

Niklaus Herzog, lic. theol. et iur., Chefredaktor CSI, Zelglistrasse 64, 8122 Binz

Dr. Karl Schuler, Gersauerstrasse 16, 6440 Brunnen

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.

Hauptredaktor
Rolf Weibel, Dr. theol.
Maihofstrasse 74, 6006 Luzern
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041-429 53 27, Telefax 041-429 53 21

Mitredaktoren
Kurt Koch, Dr. theol., Professor
Lindenfeldsteig 9, 6006 Luzern
Telefon 041-410 47 55
Urban Fink, lic. phil. et Dr. theol. des.
Postfach 7231, 8023 Zürich
Telefon 01-262 55 07
Josef Wick, lic. theol., Pfarrer
Rosenweg, 9410 Heiden
Telefon 071-91 17 53

Redaktioneller Mitarbeiter
Adrian Loretan, lic. theol., Dr. iur. can.
Lindauring 13, 6023 Rothenburg
Telefon 041-53 74 33

Verlag, Administration, Inserate
Raeber Druck AG, Maihofstrasse 74
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041-429 53 86, Telefax 041-429 53 21,
Postcheck 60-16201-4

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 115.– zuzüglich MWST,
Ausland Fr. 115.– zuzüglich MWST und
Versandgebühren (Land/See- oder Luftpost);
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 76.–
zuzüglich MWST;
Einzelnummer: Fr. 3.– zuzüglich MWST und
Porto.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Arbeitsbeginn.

Pfarrei-Reise 1996

Informationsreisen 1996

Zur Vorbereitung
von Pfarrei- und Gruppenreisen

Ägypten

Im Zeichen von Osiris, Kreuz und Halbmond
Kairo und Luxor, 8 Tage, 29.12.–5.1.1996

Syrien

Auf den Spuren des frühen Christentums
Damaskus, Palmyra, Aleppo, 28.12.1995–6.1.1996

Israel / Palästina

2.–9. und 9.–16. 2.1996 für «Erst-Besucher»
16.–23. 2.1996 für «Wiederholer»

Russland

Begegnungen mit der Kirche Russlands
Moskau und Goldener Ring, 4.–11.5.1996

Jakobsweg

Burgos, Leon, Santiago, 4.–11.5.1996

Bitte telefonieren Sie uns so bald wie möglich,
damit wir Ihnen die Detailunterlagen
senden können.

Orbis-Reisen

Neugasse 40, 9001 St. Gallen, Telefon 071-22 21 33
Reise- und Feriengenossenschaft
der Christlichen Sozialbewegung

Schweizer **Opferlichte EREMITA**

direkt vom Hersteller

- in umweltfreundlichen Bechern – kein PVC
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

LIENERT KERZEN

Einsenden an: Gebr. Lienert AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln,
Telefon 055-532381

Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen

Name

Adresse

PLZ/Ort

steffens
Partner der Kirchen

Jetzt gibt es das neue Steffens Gruppenmikrofon

Das neue Steffens Gruppenmikrofon wird Sie und Ihre Gemeinde begeistern.

Als Partner der Kirchen haben wir ein Gruppenmikrofon mit verblüffenden Eigenschaften entwickelt: Weiter Besprechungsabstand, großer Aufnahmewinkel und hohe Klangbrillianz.

Lassen Sie sich in Ihrer Kirche das neue Steffens Gruppenmikrofon kostenlos und unverbindlich vorführen.

Senden Sie uns den Coupon oder rufen Sie an.

Bitte beraten Sie uns kostenlos ○
Wir möchten Ihre Neuentwicklungen ausprobieren ○
Wir planen den Neubau/Verbesserung einer Anlage ○
Wir suchen eine kleine, tragbare Anlage ○

Name/Stempel

Straße

Ort

Telefon

Telecode AG., Industriestrasse 1 b
CH - 6300 Zug · Telefon 042/22 12 51 · Fax 042/22 12 65

SKZ 95

Planen Sie eine

ROM-REISE ?

Als Rom-Schweizer organisieren wir Ihre Pfarrei- oder Kirchenchor-Reise abseits des Massentourismus. Individuell mit Ihnen geplantes christlich-kulturelles Programm mit Besuch der Vatikanischen Gärten, Messe in den Katakomben, Basilikenbesuchen, Papstaudienz, charakteristischen Mahlzeiten und Ausflügen.

Unsere Spezialität: Persönliche Betreuung und schweizerdeutsche geschichtlich-kulturelle Führungen durch Rom-Schweizer.

Informationen, Programmbeispiele, Referenzen, Offerten:

RR Rom Reisen AG, Schlierenstrasse 26, 8142 Uitikon
Telefon 01 - 382 33 77 Telefax 01 - 382 33 79

Die Alternative!

Ab sofort lieferbar
rote, weisse und bernsteinfarbene

Glasopferlichte

Die Gläubigen füllen selber nach.
Minimale Investition –
Maximaler Umweltschutz

Verlangen Sie Muster und Offerte!

HERZOG AG
KERZENFABRIK SURSEE
6210 Sursee Telefon 045 - 21 10 38

Eigentum und Konsum allein schaffen noch keine Menschenwürde.

Wer seinen eigenen Wert an Konsum und Besitz misst, achtet sich selbst gering und verstrickt sich in Ungerechtigkeiten gegen seine Mitmenschen.
Wer aber Geld und Gut einsetzt, nicht nur um abzugeben, sondern um gegen Ungerechtigkeiten anzugehen, baut an einer Gemeinschaft, in der jeder Mensch geachtet ist und seinen gerechten Teil bekommt.

Vor Gott sind wir alle gleich – Christus weist uns den Weg zu einem gerechten Miteinander.

AZA 6002 LUZERN

0007531 76
Herrn Th. Pfammatter
Buchhandlung
6060 Sarnen

45/9. 11. 95

Die **Katholische Kirchgemeinde Chur** sucht für ihre Sozialdienststelle

Sozialarbeiterin/Sozialarbeiter

Pensum 60–80 Prozent möglich

Aufgabenbereich:
- Beratung und Betreuung von Hilfesuchenden der Kirchgemeinde
- Planung und Realisierung von Sozialprojekten
- berufsbezogene Mitarbeit im Seelsorgeteam und in den 3 Pfarreiräten nach Bedarf
- Erwachsenenbildung

Wir erwarten:
- kirchliches Engagement
- abgeschlossene Ausbildung an einer Schule für Sozialarbeit
- Berufserfahrung und Freude am Ausbau der Stelle
- Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit bestehenden Diensten und Gruppen

Wir bieten:
- eine vielseitige Stelle
- Anstellung und Besoldung gemäss Personalverordnung
- Zusammenarbeit mit unserer Sozialarbeiterin (mit kleinem Pensum)

Stellenantritt: 1. Januar 1996 oder nach Vereinbarung

Anmeldungen: Bis Ende November 1995 an den Vorstand der Katholischen Kirchgemeinde Chur, Sekretariat, Tittwiesenstrasse 8, Telefon 081-24 77 24, 7000 Chur.

Weitere Auskünfte erteilen gerne: Beda Müller, Personalchef, Telefon 081-22 37 84, oder Rita Voser, Präsidentin der Sozialkommission, Telefon 081-27 17 12

Haus Gutenberg
Mitte finden
Versöhnung leben

Das Haus Gutenberg ist eine Begegnungsstätte für Jugendliche und Erwachsene mit einem breitgefächerten Kursangebot in Balzers (FL).

Wir suchen

Administrative/n Leiter/in

Wir erwarten von Ihnen
- dass Sie Erfahrungen im Umgang mit Menschen haben und vorzugsweise Erfahrungen aus der Erwachsenenbildung mitbringen
- dass Ihnen animatorische und organisatorische Aufgaben liegen
- dass Sie aufgeschlossen sind für die religiöse Dimension des Hauses
- dass Sie berufliche Kenntnisse in Rechnungsführung, Budgetplanung, Lohnwesen und Versicherungen mitbringen

Wir bieten Ihnen
- einen vielseitigen und sinnerfüllten Aufgabenbereich
- an einem Ort der Besinnung und Selbstfindung
- mit interessanten Kontakten mit Menschen aus dem In- und Ausland
- und die Mitgestaltung der Zukunft des Hauses als Mitglied der Hausleitung

Senden sie Ihre Bewerbungsunterlagen an:
P. Ludwig Zink, Haus Gutenberg, FL-9496 Balzers,
Telefon privat 075 - 388 11 30, Büro 075 - 388 11 33
Telefax 075 - 388 11 35